1,60 DM / Band 106
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12,-

BASTEI

Neuer Roman

Damona King

Eine Frau gegen Geister und Dämonen

Henry Wolf

Satans fünfte Kolonne

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i. m. / Spanien P 90



Satans fünfte Kolonne

Damona King Nr. 106

von Wolfgang Hohlbein

erschienen am 07.03.1983

Titelbild von Ugurcan Yüce

Satans fünfte Kolonne

Der Buick bog mit abgeblendeten Scheinwerfern in die Seitenstraße ein. Die nackten, feuchtglänzenden Ziegelsteinwände schienen das sanfte Brummen des Motors zu verschlucken, und der mattschwarze Lack verschmolz schon nach wenigen Metern mit den Schatten, so daß das Fahrzeug von der Straße aus praktisch unsichtbar war.

Unrat und Glassplitter knirschten unter den breiten Reifen, als der Wagen vor einer Barriere aus überquellenden Mülleimern und aufeinandergestapelten Kisten zum Stehen kam. Das Grollen des Motors erstarb. Sekundenlang rührte sich nichts.

Dann wurde die Beifahrertür vorsichtig geöffnet, und ein hochgewachsener, in einen maßgeschneiderten Anzug gekleideter Mann stieg aus. Seine rechte Hand ruhte in einer nicht ganz zufällig wirkenden Haltung auf der Jackentasche; der Hut war weit ins Gesicht gezogen, weit genug, daß man von seinen Zügen wenig mehr als ein Muster aus Licht und Schatten erkennen konnte, aber nicht so weit, daß er ihn beim Sehen behinderte.

Er blieb einen Moment reglos neben dem Wagen stehen, warf einen sichernden Blick zur Hauptstraße hinunter und näherte sich dann der Barriere aus Abfallbehältern und Kisten.

Rasch, aber gründlich und nahezu lautlos durchsuchte er den Abfallhaufen, quetschte sich schließlich, ohne die mindeste Rücksicht auf seinen Anzug zu nehmen, durch eine Lücke in der Barriere und ging ein paar Schritte die Straße hinunter.

Sie endete nach wenigen Metern vor einer glatten, fugenlosen Betonmauer, deren Oberseite von einem Geflecht aus Stacheldraht und Glasscherben gekrönt war.

Der Mann sah sich aus mißtrauisch zusammengekniffenen Augen um, nickte unmerklich und ging mit schnellen Schritten zum Wagen zurück.

»Alles in Ordnung«, sagte er halblaut. »Sie können aussteigen, Mister Minotti.«

Die beiden hinteren Türen des Wagens wurden aufgestoßen, und zwei weitere Männer traten auf die finstere Gasse hinaus. Einer von ihnen war jung und breitschultrig wie der erste, mit der Figur eines Preisboxers und dem mißtrauischen, alles registrierenden Blick eines professionellen Leibwächters. Der andere war älter und kleiner.

Er hatte graues, streng nach hinten gekämmtes Haar und ein energisches Gesicht, das Durchsetzungsvermögen und Härte signalisierte.

Ein Netz winziger Fältchen umgab seine Augen, und quer über die linke Wange zog sich eine dünne, wie mit einer Rasierklinge gezeichnete Narbe, die offensichtlich schon mehreren Versuchen, sie zu entfernen, getrotzt hatte.

Der Mann schlug die Wagentür hinter sich zu, vergrub die Hände in den Manteltaschen und drehte sich einmal um seine Achse. »Unser Freund scheint nicht gerade pünktlich zu sein«, murmelte er.

Ganz im Gegensatz zu seinem italienisch klingenden Namen sprach er einen eindeutigen Bronx-Akzent. Nur die Handvoll Menschen, die Minotti wirklich kannten, wußte, daß er diese Art zu sprechen mühsam erlernt hatte und sie mit aller Sorgfalt pflegte. Minotti war, wie seine Begleiter, ein Gangster, aber er war alles andere als ein gewöhnlicher Gangster.

Er duldete die beiden Leibwächter und den Wagen mit seinen schußsicheren Türen und Fenstern, aber anders als die meisten seiner »Kollegen« sorgte er dafür, daß ihn seine Mitmenschen unterschätzten. Sein Akzent, sein manchmal rüpelhaftes Benehmen und die leicht dämliche Art, zu sprechen, hatten schon so manchen dazu verleitet, in ihm nicht den Mann zu sehen, der er war.

Vielleicht war das einer der Gründe, aus denen er so rasch Karriere in der Themsestadt gemacht hatte. Er war vor nicht einmal ganz acht Jahren aus New York herübergekommen, ein kleiner, von allen belächelter zweitklassiger Taschendieb. Heute gehörte ihm praktisch die Stadt.

»Die Sache gefällt mir nicht«, sagte einer der beiden Leibwächter.

Minotti lächelte. »Du bist zu mißtrauisch, Charles«, sagte er tadelnd.

»Möglich. Aber diese Straße ist eine Mausefalle. Sie brauchen nur die Auffahrt zu blockieren, und wir brauchen einen Panzer, um wieder herauszukommen.«

Minotti schüttelte den Kopf. »Du redest Unsinn, mein Lieber. Wir sind hier, um ein Geschäft abzuschließen. Wenn mich dieser

sogenannte Mister Smith umlegen wollte, könnte er das leichter und mit geringerem Risiko tun. Du liest zu viele Kriminalromane, glaube ich.«

»Ich lese überhaupt nicht«, antwortete Charles beleidigt.

Minotti seufzte. »Das glaube ich dir aufs Wort«, murmelte er.

»Trotzdem«, beharrte Charles. »Das Ganze sieht mir zu sehr nach einer Falle aus. Ein Treffen im Hinterhof um Mitternacht…«

»Aber so haben wir doch alle einmal angefangen, nicht?« sagte Minotti spöttisch. »Außerdem hoffe ich doch, daß du gewisse… ähem … Vorkehrungen getroffen hast.«

Charles grinste. Sein Affengesicht wurde dadurch nicht gerade hübscher. »Klar. Die Jungs sind auf ihren Posten.« Er deutete mit dem Daumen nach oben und schob den Hut weiter in die Stirn.

»Zwei auf dem Dach, und Fred ist mit ein paar Jungs in einem Wagen draußen auf der Straße.«

»Wie interessant«, sagte eine Stimme hinter seinem Rücken.

Die beiden Gorillas reagierten beinahe gleichzeitig. Charles wirbelte herum, stellte sich schützend vor Minotti und zauberte gleichzeitig einen großkalibrigen Revolver aus der Jackentasche, während sein Kollege mit einem einzigen Satz hinter dem Wagen in Deckung war und die urplötzlich aufgetauchte Gestalt mit einer kürzläufigen Maschinenpistole bedrohte.

Der Mann betrachtete die beiden Killer gelassen.

»Ihr seid wirklich euer Geld wert«, sagte er mit einer Mischung aus Anerkennung und kaum verhohlenem Spott. »Aber nun steckt die Waffen weg und laßt mich mit eurem Chef sprechen. Ihr habt ja euren Spaß gehabt.«

»Zuerst nimmst du mal die Pfoten hoch, Freundchen«, schnappte Charles. Er wartete, bis der Fremde seinem Befehl Folge geleistet hatte, wechselte dann die Pistole von der Rechten in die Linke und huschte mit zwei, drei schnellen Schritten zu ihm hinüber. Rasch durchsuchte er den Mann nach Waffen und trat dann zur Seite.

»Okay. Er ist sauber.«

»Aber sicher«, witzelte der Fremde. »Ich habe extra gebadet. Als zivilisierter Mensch weiß ich doch, was ich vor einem so wichtigen Gespräch zu tun habe.«

»Witzbold«, knurrte Charles. Er trat zurück, nahm die Pistole wieder in die Rechte und machte eine auffordernde Kopfbewegung.

»Los!«

Der Mann lächelte, nahm behutsam die Hände herunter und trat auf Minotti zu, der die ganze Szene schweigend und mißtrauisch verfolgt hatte. »Sie müssen Mister Minotti sein.« Minotti nickte. Der Blick seiner dunklen Augen huschte mißtrauisch über Gesicht und Gestalt des anderen. »Und Sie sind…«

»Smith. Jefferson Smith.«
»Nicht Brown oder Johnson?« Smith lächelte erneut. »Ich heiße wirklich so. Irgend jemand muß ja schließlich Smith heißen, sonst wäre die Sache ohne Witz, oder? Aber ich glaube, wir sind nicht hierhergekommen, um über meinen Namen oder die Qualität Ihrer Leibwächter zu diskutieren. Haben Sie das Geld?«
Minotti blinzelte verwirrt. Dann lächelte er überheblich.
»Natürlich nicht«, sagte er. »Oder halten Sie mich für einen Idioten?«
Smith schüttelte den Kopf. »Das trifft sich gut. Ich habe die Ware nämlich auch nicht.«
Diesmal wirkte Minotti ehrlich verblüfft. »Sie…«
»Ich bin auch kein Idiot, Mister Minotti«, sagte Smith, immer noch lächelnd. »Aber ich sehe schon, daß wir uns verstehen werden. Vielleicht werden wir noch gute Geschäftspartner.«
»Wer sagt Ihnen, daß ich an einem Geschäft mit Ihnen interessiert bin?«
Smith zuckte die Achseln. »Ihre Anwesenheit hier, zum Beispiel. Außerdem wären Sie nicht der, der Sie sind, wenn Sie mein Angebot ablehnen würden.«
»Das entscheide ich, wenn ich es gehört habe«, sagte Minotti grob.
»Es geht um Stoff«, erklärte Smith, übergangslos ernst werdend.
»Genauer gesagt, unverschnittenes Heroin im Wert von zwei Millionen Pfund Sterling.«
Minotti schnappte hörbar nach Luft und schwieg eine ganze Weile.
»Zwei Millionen!« keuchte er schließlich. Er war jetzt wirklich erschüttert.
Smith nickte. »Das ist der Preis. Gehandelt wird nicht. Der Stoff ist gut, und Sie verdienen das Dreifache, wenn Sie ihn unter die Leute gebracht haben. Wenn Sie interessiert sind, werde ich mit meinem Auftraggeber reden und mich in ein paar Tagen wieder melden.«
»Ihr Auftraggeber?«
Smith lächelte. »Natürlich. Oder glauben Sie, ein Geschäft dieser Größe könnte von einem einzelnen Mann abgewickelt werden?«
»Und wer ist dieser Auftraggeber?«
»Sie werden ihn kennenlernen, wenn wir ins Geschäft kommen. Vorher nicht.«
Einer der beiden Gorillas trat drohend einen Schritt vor, aber Minotti scheuchte ihn mit einem raschen Blick zurück. Er musterte Smith eine ganze Weile, trat dann zurück und lehnte sich mit vor der Brust verschränkten Armen an den Wagen.
»Wer sagt mir, daß ich Ihnen trauen kann?« fragte er. »Das Ganze kann ein Trick sein. Vielleicht sind Sie ein Bulle. Oder jemand, der sich für besonders schlau hält und mich aufs Kreuz legen will.«
»Dann würde ich kaum mit einer so astronomischen Summe

kommen«, erklärte Smith ruhig. »Außerdem bin ich nicht lebensmüde. Ihre Männer würden mich bis ans Ende der Welt jagen, wenn ich das versuchen würde. Wir kennen Sie, Mister Minotti. Sie und Ihre… Firma.«

In Minottis Augen blitzte es für eine halbe Sekunde mißtrauisch auf, aber er ging nicht weiter auf die Bemerkung ein.

»Dann wissen Sie auch, daß ich über Geschäfte dieser Größenordnung nicht allein entscheiden kann«, sagte er ruhig. »Und schon gar nicht aufgrund eines so kurzen Gespräches. Sie müssen mir schon einige Informationen geben. Wer sind Sie? In wessen Auftrag handeln Sie? Wo kommt der Stoff her, und wie wollen Sie ihn ins Land schaffen?«

Smith hob abwehrend die Hände.

»Alles zu seiner Zeit, Mister Minotti, alles zu seiner Zeit. Ich kann Ihnen im Moment nur soviel sagen, daß mein Auftraggeber stark daran interessiert ist, mit Ihnen ins Geschäft zu kommen, und zwar zu Bedingungen, die für Sie und Ihre Partner so interessant sind, daß Sie kaum ablehnen können. Das heißt nicht, daß wir unsere Ware verschenken. Aber ich verlange natürlich nicht sofort eine Entscheidung. Beraten Sie sich in Ruhe mit Ihren Partnern, wer immer sie sein mögen. Wir melden uns in ein paar Tagen wieder bei Ihnen.«

Er machte Anstalten, sich umzudrehen und zu gehen, aber Minotti gab seinem Gorilla einen Wink, woraufhin dieser Smith rasch den Weg vertrat.

»Nicht ganz so schnell, Mister Smith«, sagte Minotti sanft.

Smith drehte sich langsam wieder um. Für den Bruchteil einer Sekunde flammte es in seinen Augen auf, aber dann hatte er sich wieder in der Gewalt.

Minotti zauberte ein süffisantes Lächeln auf seine Züge. »Ihr Vorschlag beginnt mich zu interessieren«, sagte er. »Ich weiß noch nicht, was ich davon halten soll. Wenn er ernst gemeint ist, werden wir sicher ins Geschäft kommen. Und wenn nicht…« Er zuckte mit den Achseln, und sein Lächeln wurde um eine Spur kälter. »Nun, dann ist es sicher interessant, den Mann kennenzulernen, der versucht hat, mich derart dreist aufs Kreuz zu legen.«

Er vergrub die Hände wieder in den Manteltaschen und begann unruhig im Kreis herumzulaufen. Seine Absätze verursachten helle, klackende Geräusche auf dem feuchten Kopfsteinpflaster.

»Zwei Millionen«, murmelte er nachdenklich. »Das ist genug Stoff, um diese Stadt eine Jahr lang versorgen zu können. Wie kommen Sie an solche Mengen? Ich wüßte es, wenn irgendwo ein solcher Posten existierte.«

Smith schüttelte den Kopf. »Kein Kommentar.« Er zuckte unmerklich zusammen, als sich die Hand eines Gorillas auf seine Schulter legte.

Aber sein Gesichtsausdruck änderte sich nicht.
Minotti seufzte. »Sie sind ein zäher Verhandlungspartner, Mister Smith. Warum kommen Sie mit Ihrem Angebot ausgerechnet zu mir?«
»Weil Sie der einzige in der Stadt sind, der das Geld aufbringen könnte«, entgegnete Smith ruhig.
Minotti seufzte erneut. Sekundenlang musterte er Smith mit einem undeutbaren Blick, dann wandte er sich ab und gab Charles einen Wink.
»Laß ihn gehen.«
Der Schläger gehorchte, und Smith trat einen halben Schritt zurück. Seine Hände zuckten nervös. Plötzlich fiel Minotti auf, wie kräftig die Hände dieses an sich sehr schlanken Mannes waren; übermäßig stark und sehnig, mit langen, an Raubtierfänge erinnernden Nägeln.
»Nun?«
Minotti riß sich mühsam vom Anblick der Hände los und sah auf.
»Ich… werde darüber nachdenken«, sagte er. »Wie erreiche ich Sie?«
»Gar nicht«, sagte Smith lächelnd. »Ich rufe Sie an, Mister Minotti. In einer Woche.«
Minotti sog hörbar die Luft ein und streckte die Hand nach dem Türgriff aus. »Vielleicht treffen wir uns das nächste Mal an einem gemütlicheren Ort.«
»Selbstverständlich.« Smith nickte, ging in großem Bogen um den Killer herum und nickte dann noch einmal. »In einer Woche also.«
Minotti wartete, bis Smith die Hauptstraße erreicht hatte und verschwunden war. Dann winkte er herrisch und sah Charles an.
»Geh ihm nach«, sagte er. »Und behalte ihn im Auge. Ich will alles über ihn wissen. Alles.«

***

Das Hotel lag in einem der verrufensten Viertel Londons. Touristen, die vom Kontinent oder aus den Staaten herüberkamen, um sich die Elf-Millionen-Stadt an den Ufern der Themse anzusehen, bekamen diesen Teil der Metropole so gut wie nie zu Gesicht. Selbst am Tage weigerten sich viele Taxifahrer, hierherzufahren und mit Einbruch der Dunkelheit schienen die Straßen vollends auszusterben. Das einzige, was sich dann noch hier bewegte, waren die Streifenwagen der Londoner Polizei, die in regelmäßigen Abständen ihre Patrouillen fuhren. Aber selbst die Beamten verließen ihre Wagen nur selten, und auch dann nur zu zweit und mit mehr Vorsicht als sonstwo.
Das Gebiet war nicht einmal sonderlich groß – es erstreckte sich am nördlichen Themseufer, beginnend von den Grenzen des alten Industriegebietes, zog sich – nicht mehr als drei oder vier Blocks umspannend, nach Westen und endete an einer stillgelegten Eisenbahnstrecke.

Der dunkelblaue Chevrolet hielt im Schatten eines halbverfallenen Hauses. Licht und Motor waren ausgeschaltet, und wäre nicht hinter der getönten Frontscheibe von Zeit zu Zeit der winzige rote Glutpunkt einer Zigarette sichtbar geworden, hätte man den Wagen für verlassen halten können. Aber er war es nicht. Auf der vorderen Sitzbank zeichneten sich die verschwommenen Schatten zweier Männer ab, und durch das Seitenfenster, das einen Spaltbreit geöffnet war, drangen leise Musikfetzen aus dem Autoradio.

»Mach das Ding leiser«, sagte Tremaine. »Man muß nicht unbedingt wissen, daß wir hier sind.«

Charles Kenwood grinste, schnippte die Asche seiner Zigarette auf den Fußboden und drehte die Lautstärke ein wenig herunter. »Optimist«, sagte er, ohne seinen Partner anzusehen. »Du glaubst im Ernst, wir wären noch nicht entdeckt worden?« Er grinste, sog erneut an seiner Zigarette und deutete mit einer Kopfbewegung auf das vierstöckige Gebäude auf der gegenüberliegenden Straßenseite.

Die Neonreklame über dem Eingang war nur noch zum Teil intakt, so daß der Name des Hotels nicht mehr zu erkennen war. Hinter einem schmalen Fenster neben dem Eingang schimmerte Licht hervor.

»Eine Kiste wie unsere fällt doch hier auf wie ein Pinguin im Affenkäfig«, murrte er. »Die Typen da drüben wissen längst, daß wir da sind.«

Tremain blinzelte nervös. »Und warum…«

»Sie können es ruhig wissen«, beantwortete Kenwood seine unausgesprochene Frage. »Außerdem – so blöd, daß sie sich nicht denken können, daß wir sie bei einem Geschäft dieser Größenordnung unter die Lupe nehmen, können sie gar nicht sein. Es geht immerhin um zwei Millionen.«

Tremain schwieg eine Weile. »Und was machen wir jetzt?«

Kenwood lachte. »Du bist noch nicht lange im Geschäft, wie?« fragte er mit gutmütigem Spott.

Tremain schüttelte zögernd den Kopf.

»Das merkt man«, nickte Kenwood. »Aber mach dir nichts draus, wir haben alle mal klein angefangen. Wir warten noch einen Moment, und dann statten wir den Typen da drüben mal einen Besuch ab.«

»Warten? Worauf?«

»Auf die Bullen«, seufzte Kenwood. »Wenn sie ihre Zeiten nicht geändert haben, dann müßte die nächste Streife in ein paar Augenblicken vorbeikommen. Danach haben wir zwei Stunden Ruhe. Hast du deine Kanone dabei?«

Tremain griff mit einer übertrieben hastigen Bewegung unter die Jacke und nickte. »Klar.«

»Dann vergiß sie lieber hier im Wagen«, sagte Kenwood. »Mister Minotti will hier keinen Feuerzauber. Wir sollen bloß rauskriegen, wer

dieser angebliche Mister Smith ist. Mehr nicht.«

Er schien noch mehr sagen zu wollen, brach aber plötzlich ab und deutete mit einer Kopfbewegung die Straße hinunter. Am unteren Ende der Straße waren die Scheinwerfer eines Wagens auftaucht. Er fuhr langsam, und von Zeit zu Zeit blitzte der dünne Lichtstrahl eines Suchscheinwerfers auf und glitt zitternd über die Fassaden der Häuser.

»Die Streife«, flüsterte Kenwood, als hätte er plötzlich Angst, die Beamten in dem näherkommenden Wagen könnten seine Worte hören. Tremain nickte nervös.

Der Wagen kam näher, blieb einen Moment vor dem Eingang des Hotels stehen und fuhr dann weiter.

Die beiden Männer wartete, bis der Wagen um die nächste Straßenbiegung verschwunden war, ehe sie ausstiegen und zielsicher, aber ohne sichtliche Hast, über die Straße zum Hotel gingen.

»Denk dran«, zischte Kenwood, als sie die Stufen zum Eingang hinaufeilten, »keinen Blödsinn. Du hältst die Klappe und läßt mich reden. Verstanden?«

Er stieß die Tür auf, sah sich rasch in der kleinen, schäbigen Empfangshalle um und eilte dann auf die niedrige Theke an der rechten Seite des Raumes zu. Der Nachtportier hockte zusammengekrümmt auf einem altersschwachen Bürostuhl und schnarchte leise vor sich hin. Auf dem Boden vor ihm lag ein zerlesener Kriminalroman, und die Theke war mit den Resten einer ärmlichen Mahlzeit übersät.

Kenwood schüttelte den Kopf, unterdrückte ein Grinsen und ließ die Hand wuchtig auf die Klingel herunterfallen. Der Mann schreckte auf, fiel halbwegs vom Stuhl und blinzelte die beiden nächtlichen Besucher mit einer Mischung aus Schrecken und Verwunderung an.

»Meine Herren?« stotterte er verwirrt. »Ich… Sie … ich meine …«

Kenwood brachte ihn mit einer herrischen Geste zum Verstummen. »Schon gut, Alter«, sagte er grob. »Du kannst gleich weiterschlafen. Es dauert nur einen Augenblick.«

Der Mann wirkte mit einem Mal erschrocken. Sein Blick glitt taxierend über die Gestalten der bei den Männer. »Sie wünschen… ein Zimmer?« fragte er stockend.

Kenwood grinste. »Genau das. Und eine Auskunft, wenn möglich.«

»Eine Auskunft? Aber ich… Sie müssen verstehen, daß …«

»Daß du prinzipiell keine Auskünfte über deine Gäste gibst«, fiel ihm Kenwood ins Wort. »Spar dir den Spruch. Ich kenne ihn.« Er lächelte, griff in die Jackentasche und ließ die Hand einen Moment darin. Die Augen des Portiers weiteten sich ein wenig.

»Es geht um einen gewissen Mister Smith«, fuhr Kenwood ruhig fort. »Er wohnt doch hier, oder?« Insgeheim unterdrückte er ein schadenfrohes Grinsen. Der Blick des Alten hing wie gebannt auf

seiner rechten Jackentasche. Wahrscheinlich überlegte er krampfhaft, ob sich darin nun ein Bestechungsgeld oder eine Waffe befand.

Kenwood hätte mit beidem aufwarten können, aber er hatte weder vor, unnötige Gewalt auszuüben, noch unnötig Geld auszugeben.

Der Mann würde ihm auch so alles verraten, was er wissen wollte.

»Smith?« stotterte er. »Ich…«

»Stell dich nicht blöd«, unterbrach ihn Kenwood grob. »Er ist vor einer halben Stunde hier reingegangen.«

»Ach, *diesen* Mister Smith meinen Sie…« entfuhr es dem Portier.

Kenwood lächelte. »Genau. Und nun sei schön brav und erzähl uns alles, was du über ihn weißt.«

»Da gibt es nicht viel zu erzählen«, antwortete der Alte nervös. »Er… wohnt seit zwei Tagen hier. Aber ich weiß nicht viel über ihn. Er geht selten weg und bekommt keine Anrufe, und …«

»Wohnt er allein?«

»Ja.«

Kenwood überlegte einen Augenblick. Der Alte sagte die Wahrheit, das spürte er. Schließlich zog er eine zusammengefaltete Banknote aus der Tasche, legte sie vor sich auf die Theke und deutete mit einer Kopfbewegung auf das Schlüsselbrett hinter dem Alten. »Gib uns ein Zimmer. Aber wenn möglich eines, das neben dem von Smith liegt. Und«, fügte er ein wenig drohender hinzu, als sich der Mann umwandte und hastig nach einem Schlüssel griff, »keinen Laut über unser Gespräch. Erst recht nicht zu diesem Smith. Haben wir uns verstanden?«

Der Alte nickte nervös und murmelte ein kaum verständliches Ja.

Kenwood griff nach dem Schlüssel, lächelte zum Abschied und ging vor Tremain die altersschwache Treppe hinauf.

Smiths Zimmer lag im vierten Stockwerk des Gebäudes. Die Korridore waren von trüben Glühbirnen erhellt, die viel zu schwach schienen, und von den Wänden blätterte die Farbe in großen, schmutzigen Flecken. Die meisten Zimmer schienen leer zu sein – die Türen standen offen und gewährten ihnen einen Blick ins Innere der Räume. Kenwood verzog angewidert das Gesicht.

Er hatte selbst schon in miserablen Hotels gewohnt, aber diese Zimmer hier waren wenig mehr als schmutzige Löcher. Für einen Mann, der Heroin im Werte von zwei Millionen Pfund Sterling zu besitzen vorgab, wohnte Smith nicht gerade standesgemäß.

Sie erreichten ihr Zimmer, drückten die Tür hinter sich ins Schloß und sahen sich unschlüssig um. Der Raum war dunkel. Die Einrichtung bestand aus einem verkommenen Bett, einem niedrigen Nierentischchen und einem Hocker, der kaum so aussah, als könne er das Gewicht eines ausgewachsenen Mannes tragen.

Kenwood deutete auf die Südwand. »Smith' Zimmer«, flüsterte er.

»Sieh mal zu, ob du was hören kannst.«
Tremain nickte gehorsam, ging zur Wand und legte lauschend das Ohr an die schmutzige Tapete. Er lauschte einen Moment, trat dann zurück und sah Kenwood an.
»Er hat Besuch«, flüsterte er. »Ich konnte nichts verstehen, aber da drüben sind mindestens zwei Mann. Was machen wir jetzt? Gehen wir rüber?«
Kenwood zog die linke Augenbraue hoch und schenkte Tremain einen tadelnden Blick.
»Wir sollen hier keinen Krach schlagen, sondern nur ein paar Informationen sammeln«, sagte er leise.
»Aber was…«
»Du«, fiel ihm Kenwood ins Wort, »brauchst gar nichts zu tun. Bleib hier und gib acht, daß uns niemand überrascht. Ich werde mich ein wenig draußen umsehen…« Er deutete auf das Fenster, überzeugte sich davon, daß die Tür sicher abgeschlossen war und versuchte dann, die Scheibe nach oben zu schieben. Dicht vor dem Fenster gab es einen schmalen Metallsteg, der über die ganze Länge des Hauses bis zur Feuerleiter hinüberführte. Von dort aus würde er Smith sicher belauschen können, ohne selbst gesehen zu werden.
Aber das Fenster öffnete sich nicht.
Es klemmte.
Kenwood fluchte lautlos in sich hinein und versuchte es noch einmal. Schließlich zerrte er mit aller Kraft an dem morschen Holzrahmen, aber alles, was er erreichte, waren schmerzende Finger und ein paar abgebrochene Nägel.
»Mist«, murmelte er. »Das Scheißding geht nicht auf.«
Tremain runzelte die Stirn. »Und was machen wir jetzt?«
Kenwood überlegte einen Moment.
»Sinnlos, hier rumzusitzen«, sagte er schließlich. »Wir gehen in eines der anderen Zimmer. Diese Mistfenster werden ja nicht alle klemmen.« Er wandte sich um ging zur Tür und drehte den Schlüssel herum. Zumindest versuchte er es.
Es dauerte einen Moment, bis Kenwood begriff, daß der Schlüssel sich nicht rührte. So sehr er auch zerrte – das Schloß saß so fest, als wäre es zugeschweißt worden.
Allmählich begann sich so etwas wie Angst in Kenwood auszubreiten. Irgend etwas stimmte hier nicht…
»Was ist los?« flüsterte Tremain hinter ihm.
Kenwood fuhr herum und setzte zu einer wütenden Antwort an – aber er sprach die Worte nie aus. Seine Augen weiteten sich in ungläubigem Staunen, während sich sein Blick am Fenster festzusaugen schien.
Tremain bemerkte seinen Blick und wandte sich ebenfalls um. Ein

entsetzter, halberstickter Aufschrei kam über seine Lippen. Die Dunkelheit vor dem Fenster war gewichen.

Aber das Bild dort draußen war nicht mehr der Anblick der schmuddeligen Hinterhofes…

***

Ein leises, aufdringliches Rauschen weckte sie. Damona blinzelte, fuhr sich müde mit dem Handrücken über die Augen und setzte sich gähnend auf. Für einen Moment fiel es ihr schwer, sich zu erinnern, wo sie war und wie sie hierhergekommen war. Dann verflog der letzte Rest von Müdigkeit, und sie war wieder klar. Die gemütliche Couch, auf der sie eingeschlafen war, gehörte zur Einrichtung ihrer Londoner Penthousewohnung, und das monotone Rauschen war das Geräusch des Fernsehers, vor dem sie eingeschlafen war.

Sie stand auf, ging zum Apparat hinüber und schaltete ihn aus. Ihr Blick wanderte zu den großen Panoramafenstern, die die gesamte Südseite der Wohnung bildeten. Es war dunkel, nach drei, wie ihr ein rascher Blick auf die Uhr verriet, aber sie war einmal wach und über jenen Punkt der Müdigkeit hinaus, an dem sie wieder hätte einschlafen können. Sie blieb einen Moment unschlüssig stehen, ging dann zur Bar, schaltete leise Musik ein und mixte sich einen Drink.

Nicht, daß sie wirklich Durst gehabt hätte. Aber sie hätte es einfach nicht ertragen, tatenlos herumzusitzen.

Es war das erste Mal seit Monaten – vielleicht seit Jahren – daß sie spürte, was das Wort Langeweile bedeutete. Seit beinahe zwei Tagen hockte sie jetzt in dieser Wohnung, versuchte die Zeit totzuschlagen und sehnte sich nach King's Castle zurück. Für Dinge wie Fernsehen hätte sie früher weder die Zeit noch den Nerv gehabt.

Ihre Gedanken kehrten zu den Ereignissen der letzten Tage zurück – oder was sich so Ereignisse nannte… Mike und sie waren nach London gekommen, um sich zur Abwechslung mal wieder um die Geschäfte des noch immer angeschlagenen King-Konzerns zu kümmern, und die Arbeit hatte Mike sofort zu hundertfünfzig Prozent in Beschlag genommen. Sie hatte ihn seit zweiundsiebzig Stunden praktisch nicht mehr zu Gesicht bekommen, Und ein Ende dieses Zustandes war noch lange nicht abzusehen. Der King-Konzern mußte gründlich umstrukturiert werden, wenn er eine Chance haben sollte, die nächsten Jahre zu überstehen. Die Schläge, die ihnen ihre Gegner auch in wirtschaftlicher Hinsicht versetzt hatten, schmerzten mehr, als sie zu Anfang hatten wahrhaben wollen, und die weltweite Rezession, die auch an dem Firmenimperium der Kings nicht spurlos vorübergegangen war, tat ein Übriges. Natürlich hätten Damona und Mike selbst bei einem totalen Zusammenbruch der Firmengruppe noch genug übrig behalten, um bis an ihr Lebensende sorgenfrei leben zu

können – aber sowohl Mike als auch sie gehörten zu jener leider recht dünn gesäten Sorte von Unternehmern, die sich der sozialen Verantwortung, die sie trugen, voll bewußt waren.

Es stand mehr auf dem Spiel als Damonas Bankkonto. In ihren verschiedenen Unternehmungen waren Tausende von Menschen beschäftigt. Tausende von Arbeitsplätzen, an denen das Schicksal von ebensovielen Familien hängen mochte.

Sie hob ihr Glas, nippte lustlos an dem Martini, den sie sich gemixt hatte, und blickte sehnsüchtig zum Telefon. Natürlich konnte sie Mike anrufen – wahrscheinlich saß er auch jetzt noch im Tagungsraum der King-Firmenzentrale und redete sich wieder einmal in Rage – und natürlich würde er sich die Zeit nehmen, um mit ihr zu reden und sie moralisch ein wenig aufzumöbeln, aber sie würde weder sich noch ihm damit einen Gefallen tun.

Aber sie konnte auch nicht länger hier herumsitzen und Däumchen drehen.

Ihr Blick wanderte wieder zur Uhr. Drei Uhr vierzehn… Eine Zeit, zu der man auch seine besten Freunde nicht ohne triftigen Grund anrufen sollte. Das hieß …

Damona zögerte, ging dann mit entschlossenen Schritten um die Bar herum und wählte die Nummer von Scotland-Yard.

Es dauerte einen Moment, bis sich eine nicht allzu wach klingende Stimme meldete und sich nach ihren Wünschen erkundigte. Damona verlangte die Mordkommission und wurde nach kurzem Zögern weiterverbunden.

Sie hatte Glück. Ben Murray hatte nicht nur Nachtdienst, er war auch im Haus. Und Damonas Name war bei seinen Mitarbeitern gut genug bekannt, daß man sie ohne Schwierigkeiten zu ihm durchstellte.

Bens Stimme klang erfreut, als er den Hörer abnahm.

»Hallo, Damona!« sagte er aufgeräumt. Für die fortgeschrittene Uhrzeit erschien er Damona schon fast unanständig frisch und ausgeruht, »Schön, daß du anrufst. Was kann ich für dich tun?«

Damona zögerte einen Moment mit der Antwort. Mit einem Mal kam sie sich albern vor, mitten in der Nacht jemanden anzurufen, nur um ein paar belanglose Worte mit ihm zu wechseln.

»Eigentlich nichts«, gestand sie mit einem entschuldigenden Lächeln, das Ben zwar nicht sehen konnte, ihr aber half, mit ihrer plötzlichen Verlegenheit fertig zu werden. »Es war nur… ich konnte nicht schlafen, und …«

»Ich verstehe. Mike arbeitet wohl noch immer, wie?«

Damona nickte. »Seit drei Tagen«, sagte sie. »Und wahrscheinlich wird er noch eine Woche oder so brauchen. Allmählich habe ich das Gefühl, daß mir die Decke auf den Kopf fällt, weißt du.«

»Warum fährst du nicht zurück nach Kings Castle?«

»Allein?« Damona schüttelte den Kopf, schob das Telefon ein Stück zurück und setzte sich auf die Tischkante. »Außerdem werde ich hier gebraucht. Es ist immer noch meine Firma, vergiß das nicht. Mike kommt jeden Abend mit einer halben Tonne Papieren, die ich unterzeichnen muß. Wie lange geht dein Dienst noch?«

»Bis morgen abend«, antwortete Ben. »Du kennst das ja – Vierundzwanzig Stunden Bereitschaft.« Er seufzte. »Aber bei uns ist auch nichts los. Kriminalbeamte sind wohl die einzigen Menschen, die ihre Arbeit nur dann perfekt gemacht haben, wenn sie beschäftigungslos sind.« Er lachte leise. »Warum kommst du nicht einfach vorbei, wenn du sowieso nicht schlafen kannst?« fragte er plötzlich.

»Geht das denn?«

»Warum nicht? Scotland Yard ist um diese Uhrzeit zwar eigentlich nicht für Besucher geöffnet, aber du bist trotzdem herzlich willkommen.«

Damona überlegte einen Moment. Schlafen würde sie sowieso nicht mehr können, und der Gedanke, bis zum frühen Morgen in der großen, leeren Wohnung zu sitzen und darauf zu warten, daß die Zeit verging, erschien ihr nicht sehr verlockend. »Gut«, sagte sie.

»Ich komme. Vielleicht kriegen wir die Nacht gemeinsam schneller um. Bis gleich.« Sie hängte ein, ging zur Garderobe und zog ihren Mantel über. Wenige Augenblicke später war sie im Lift und auf dem Weg nach unten.

***

Vor dem Fenster tobte ein Flammenmeer. Der Hof mit seinen schmutzstarrenden Wänden war verschwunden, und wo vor Sekunden noch die Dunkelheit und Stille der Nacht gewesen war, wälzte sich jetzt ein brüllender Feuerorkan heran. Das Zimmer war plötzlich in gleißende Helligkeit getaucht, Licht, das so intensiv war, daß es selbst durch die geschlossenen Lider drang und Kenwood schmerzgepeinigt aufstöhnen ließ. Innerhalb weniger Sekunden wurde es heiß, unerträglich heiß. Kenwood taumelte mit einem erstickten Aufschrei zurück. Die Scheibe knackte hörbar, als die Feuerwalze herantobte und sich an dem Glas brach, zitterte, riß und zerbarst mit einem peitschenden Knall. Glassplitter und grelle, orangerote Flammenzungen fegten durch den winzigen Raum.

»Raus hier!« kreischte Tremain. Er stieß Kenwood beiseite, rüttelte einen Moment vergeblich an der verschlossenen Tür und warf sich dann mit aller Macht dagegen, Das Türblatt erzitterte unter seinem Anprall, und im Rahmen erschien ein langer, fast fingerbreiter Riß.

Tremain keuchte, nahm zwei, drei Schritte Anlauf und warf sich noch einmal und mit aller Gewalt gegen die Tür. Das Schloß flog mit einem

berstenden Schlag heraus, und die Tür kippte, zusammen mit einem Großteil des Rahmens, nach draußen.

Kenwood wich mit einem gellenden Entsetzensschrei zurück.

Auf dem Korridor tobte die gleiche Flammenhölle wie draußen vor dem Fenster. Die schmierigen Wände waren hinter einem grellen, wabernden Flammenvorhang verborgen, und die Hitzewelle traf ihn wie eine unsichtbare Faust und ließ ihn aufstöhnend zurücktaumeln.

Tremain stolperte, von seinem eigenem Schwung getragen, noch ein Stück weit auf den Korridor hinaus, brach mit einem Schmerzensschrei in die Knie und warf sich verzweifelt zurück, als kleine, grelle Flammen wie gierige Finger nach seinem ungeschützten Gesicht leckten.

Aber sein Gesicht verbrannte nicht…

Kenwood stand sekundenlang wie erstarrt da und blickte auf den knieenden, schreienden Mann herunter. Tremain war in einen Mantel tobender Flammen gehüllt, aber sein Körper war unversehrt.

Eine brüllende Faust aus Hitze und wabernden Flammen schlug nach seinem Kopf, hüllte ihn ein und verwandelte ihn für Sekunden in eine lebende Fackel, aber als Tremain aufsprang und ins Zimmer zurückwandte, schien er völlig unversehrt. Nicht einmal sein Haar war angesengt.

Und im gleichen Moment, in dem Kenwood zu begreifen begann, erloschen die Flammen. Übergangslos wurde es im Korridor und draußen vor dem Fenster wieder dunkel, und selbst die zerborstene Scheibe war wieder unversehrt und an ihrem Platz.

Tremain nahm langsam die Hände herunter und sah sich mit maßloser Verblüffung um. Er öffnete den Mund, als wolle er etwas sagen, starrte verwirrt auf seine Hände herunter, als könne er nicht begreifen, daß sie heil und unverletzt waren und sah Kenwood hilflos an.

»Was… was ist geschehen?« keuchte er.

Kenwood hob stumm die Schultern. Er begann langsam zu begreifen, was hier vorging, aber er war nicht in der Lage, es zu erklären.

Die einzige Erklärung, die er gewußt hätte, hätte zu phantastisch geklungen.

»Und doch ist es die Wahrheit«, sagte eine Stimme hinter ihm.

Kenwood fuhr erschrocken herum.

»Smith!« keuchte er.

Der Mann lächelte. Er war lautlos in der Tür aufgetaucht und betrachtete erst ihn, dann Tremain mit unverhohlenem Spott.

»Aber wie…«

»Nehmen Sie an, daß ich Ihre Gedanken lesen kann«, sagte Smith.

»Das stimmt zwar nicht ganz, kommt aber der Wahrheit recht nahe.«

»Was will der Kerl?« murrte Tremain neben ihm. »Ich…«

»Halt die Schnauze«, sagte Kenwood grob. »Laß ihn reden.«
Smith lächelte dünn.
»Ich sehe, Sie sind vernünftig«, sagte er. »Wir werden miteinander auskommen. Ich nehme an, Ihr Chef hat Sie geschickt, damit Sie mich ausspionieren.«
Kenwood nickte. Irgend etwas sagte ihm, daß es keinen Sinn hatte, diesen Mann zu belügen. Daß sie noch lebten, hatten sie im Grunde nur ihm zu verdanken. Illusion oder nicht – die Flammen hätten sie getötet, wenn Smith sie nicht vertrieben hätte.
»Auch das ist richtig, Charles«, sagte Smith. »Und Sie können Gift darauf nehmen, daß ich noch andere Mittel und Wege habe, mich zur Wehr zu setzen. Minotti hält mich wahrscheinlich für einen Amateur, aber ich weiß recht gut, was ich will.«
»Das habe ich gemerkt«, knurrte Kenwood. »Und was wollen Sie? Das angebliche Heroin…«
»Existiert nur in meiner Phantasie«, lächelte Smith. »Aber es war der einzige Weg, gewisse Umstände herbeizuführen, die für meine Pläne vonnöten waren.«
»Was für Umstände?« fragte Tremain.
Smith runzelte die Stirn, sah den Gangster sekundenlang nachdenklich an und seufzte. Dann wandte er sich wieder an Kenwood.
»Ich fürchte, Sie werden sich von Ihrem Kameraden trennen müssen«, sagte er. »Sehen Sie, Charles, ich habe Sie am Leben gelassen, weil ich Mitarbeiter brauche. Zuverlässige Mitarbeiter. Aber Mister Tremain…«
Tremain begriff eine halbe Sekunde zu spät.
Er fuhr herum, griff in die Jackentasche und versuchte gleichzeitig, an Smith vorbei zur Tür zu kommen.
Smith' Hand zuckte nach oben, streifte sein Gesicht in einer spielerischen Bewegung und schleuderte ihn zurück. Tremain taumelte gegen die Wand, hob die Hände an den Kopf und brach langsam in die Knie. Zwischen seinen Fingern sickerte dunkles Blut hervor. Er wollte schreien, aber alles, was er hervorstieß, war eine Folge blubbernder Laute.
Smith drehte sich wieder herum und lächelte, als er die Pistole in Kenwoods Händen sah. Die Mündung war auf Tremain gerichtet.
»Ich sehe, Sie sind vernünftig, Charles«, sagte er. »Und nun kommen Sie. Wir wollen überlegen, wie wir mit Mister Minotti… handelseinig werden.«
Kenwood steckte die Waffe ein, ging zur Tür und wandte sich noch einmal um. Tremain lebte noch. Er lag auf dem Bauch, so daß Kenwood der Anblick seines Gesichtes erspart blieb, aber der Teppich unter ihm färbte sich rasch rot. Seine Hände zuckten, aber die Bewegungen wurden schon schwächer.

Kenwoods Lippen verzogen sich zu einem abfälligen Lächeln.
»Idiot«, sagte er leise.

***

Der Raum war nur von einem halben Dutzend schwacher Glühbirnen erhellt, so daß sich seine Konturen schon nach ein paar Metern in ungewisse Schatten aufzulösen schienen und die in ordentlichen Reihen geparkten Wagen wie massige, schwarze Felsen wirkten. Es war kalt, obwohl aus den Lüftungsschlitzen hoch unter der Decke ein beständiger Strom warmer Luft wehte, und Damonas Schritte verursachten auf dem nackten Beton seltsame, klackende Echos. Sie schauderte. Eine Tiefgarage war auch am Tage kein sonderlich gemütlicher Ort, spät nachts und so verlassen wie jetzt wirkte sie direkt unheimlich. Vielleicht gerade auf jemanden wie Damona, der wußte, daß Dunkelheit nicht immer nur die Abwesenheit von Licht bedeutete, und die kleinen Geräusche, die man manchmal wahrzunehmen glaubt, nicht immer Ausgeburten einer überreizten Phantasie sind.

Sie ging mit schnellen Schritten durch den Raum, erreichte ihren Wagen und zog die Jacke aus, ehe sie sich hinter das Steuer setzte.

Sie fröstelte, aber der Porsche hatte eine ausgezeichnete Heizung, und sie fuhr ungern mit zu dicker Kleidung. Bei allem Luxus, den der Porsche bot, war er doch erdrückend eng.

Sie schloß die Tür, drehte den Zündschlüssel im Schloß und wartete darauf, daß der Motor ansprang.

Nichts geschah. Die mächtige Zweihundert-PS-Maschine des Porsche blieb stumm, und das einzige Ergebnis ihrer Bemühungen war ein leises, metallisches Klicken.

Damona runzelte die Stirn, versuchte es noch einmal und stieg mit einem resignierenden Seufzer aus. Der Wagen war vor drei Tagen in der Inspektion gewesen und mußte eigentlich in Ordnung sein – aber wie so oft, wenn irgend etwas eigentlich funktionieren mußte, funktionierte es eben nicht. Sie schlug die Tür zu, betrachtete die gerundete Motorhaube des Sportwagens finster und wandte sich schließlich um. Von Motoren verstand sie gerade genug, um zu wissen, wie man das Wort schrieb. Wenn sie jetzt begann, daran herumzufummeln, würde der einzige Erfolg in schmutzigen Fingern und ein paar abgebrochenen Nägeln bestehen.

Sie ging zurück zum Lift, drückte die Taste für das Erdgeschoß und stand wenige Augenblicke später in der weiten, luxuriös eingerichteten Empfangshalle des Apartmenthauses. Wie in den meisten Häusern dieser Preisklasse war alles in teurem Marmor und edlen Hölzern gehalten und erinnerte eher an den Salon eines Luxushotels als an einen Hauseingang. Sie durchquerte den Raum,

warf – wie immer mit gemischten Gefühlen – einen Blick auf das kleine, schimmernde Auge der Videokamera, die hoch unter der Decke angebracht war und jeden Winkel des Raumes beobachten konnte, und ging zur Telefonzelle neben dem Ausgang. Mike hatte, als sie sich nach einem neuen Domizil in London umgesehen hatten, darauf bestanden, in ein Haus mit eigenem Sicherheitsdienst einzuziehen. Die Halle, durch die sich Damona bewegte, war nur scheinbar leer. Ein beinahe unüberwindliches Netz von Kameras und Mikrofonen verwandelte das Haus in eine Festung. Niemand, der nicht hier wohnte und keine Einladung von einem der Bewohner hatte, hätte auch nur eine der Liftkabinen erreicht. Hinter den beiden unauffälligen Türen in der rechten Seite taten vier Wachleute vierundzwanzig Stunden am Tage Dienst.

Damona nahm den Hörer von der Gabel, griff in die Tasche und suchte Kleingeld. Aber alles, was sie fand, war eine Fünf-Pfund-Note. Sie überlegte einen Moment, ob sie nach oben fahren und von dort aus telefonieren sollte, aber die Anstrengung erschien ihr zu groß. So wandte sie sich um, ging durch die Halle und klopfte an die Tür des Wachzimmers.

Die Klinke wurde so rasch heruntergedrückt, als hätte der Mann dahinter nur auf ihr Klopfen gewartet. Wahrscheinlich war sie beobachtet worden, seit sie die Liftkabine verlassen hatte.

»Miß King? Kann ich Ihnen helfen?«

Damona lächelte dem hochgewachsenen Mann in der dunkelblauen Uniform des Wachdienstes freundlich zu. »Ich brauche Kleingeld«, sagte sie mit einer Geste auf die Banknote in ihrer Hand.

»Zum Telefonieren.«

»Telefonieren können Sie auch von hier aus«, sagte der Mann.

»Wenn's nicht gerade nach Südamerika ist.«

Damona lächelte. »Bis zum nächsten Taxistand reicht«, antwortete sie. »Mein Wagen streikt, wissen Sie, und…«

»Ich weiß«, antwortete der Wachmann mit einer Kopfbewegung auf die lange Reihe flimmernder Monitore, die einen Großteil der Wand hinter ihm einnahmen. »Ich habe mich schon gewundert, warum Sie wieder ausgestiegen sind. Was hat er denn?«

Damona zuckte die Achseln. »Keine Ahnung. Damit kann sich morgen ein Mechaniker herumärgern. Ich kann genausogut mit dem Taxi fahren.«

Der Mann überlegte einen Moment. »Wenn Sie möchten, sehe ich mir den Wagen an«, sagte er plötzlich.

»Verstehen Sie denn etwas davon?«

»Ein wenig. Ich war früher mal Automechaniker, wissen Sie. Aber in dem Job kann man kein Geld verdienen. Vielleicht ist es nur eine Kleinigkeit.«

»Warum nicht?«

Der Mann drehte sich um, winkte einen seiner Kollegen heran und deutete auf Damona. »Lös mich für einen Moment ab, Steve. Ich werde mal nach Miß Kings Wagen sehen.«

Der andere grinste breit. »Klar doch. Aber denk daran, daß ich alles auf dem Schirm verfolgen kann.«

Der Mann lachte, zog die Tür hinter sich zu und ging neben Damona zur Liftkabine.

»Ich dachte immer, außer uns Nachtwärtern arbeitet um diese Zeit niemand mehr«, sagte er, als sie im Aufzug nach unten fuhren.

»Eine junge Frau wie Sie sollte um diese Uhrzeit nicht allein auf die Straße gehen.«

Damona lächelte. »So pessimistisch?«

»Nicht pessimistisch«, verbesserte sie der Mann. »Realistisch. Ich habe schon eine Menge erlebt, wissen Sie. In einem Job wie meinem lernt man die Stadt auch von Seiten kennen, die in keinem Reiseführer stehen.«

Sie erreichten die Tiefgarage und gingen rasch zu Damonas Porsche hinüber. Der Wachmann bat um den Schlüssel, klemmte seine langen Beine ächzend unter das niedrige Armaturenbrett und versuchte zu starten. Das Ergebnis war wiederum nur ein leises, metallisches Klicken.

»Hört sich fast an, als wäre die Batterie leer«, murmelte er.

Damona schüttelte den Kopf. »Der Wagen war vor drei Tagen in der Werkstatt«, sagte sie. »Und nach der Rechnung zu schließen, haben sie nicht nur die Batterie geladen, sondern gleich den ganzen Motor ausgetauscht.«

Der Mann grinste, stieg aus und beugte sich über die Motorhaube.

»Ziehen Sie mal den Riegel, bitte.«

Damona gehorchte, und die Motorhaube schwang mit einem leisen, hydraulischen Zischen nach oben.

Ein markerschütternder Schrei ließ Damona herumfahren.

Der Wachmann war zurückgetaumelt. Seine Arme wirbelten hilflos durch die Luft. Er schrie, wankte blind nach hinten und prallte gegen eine der mannsdicken Betonsäulen, die das Dach der Garage trugen.

Und auf seinem Gesicht hockte ein Alptraum aus ledrigen Flügeln, Fell und reißenden Krallen.

Damona war für einen Sekundenbruchteil vor dem grausigen Anblick wie gelähmt. Das Ding – was immer es war – mußte unter der Motorhaube des Wagens gelauert haben. Und es bestand überhaupt kein Zweifel, daß dieser Anschlag ihr gegolten hatte. Irgend jemand hatte, in der Hoffnung, daß sie selbst nachschauen und die Haube öffnen würde, den Motor manipuliert und diese geflügelte Bestie hinunterpraktiziert.

Damona erwachte endlich aus ihrer Erstarrung und eilte dem Mann zu Hilfe. In einem reinen Reflex zog sie die Luger unter der Jacke hervor und entsicherte sie.

Der Wachmann schrie noch immer. Er war, mit dem Rücken am rauhen Beton der Säule, zu Boden gerutscht und versuchte verzweifelt, das Monster von seinem Kopf herunterzuzerren. Dünne, glitzernde Blutfäden liefen an seinen Wangen und seinem Hals hinunter.

Damona kniete neben ihm nieder, steckte die Waffe mit einem lautlosen Fluch wieder ein und zerrte mit bloßen Fingern an dem haarigen Leib der Bestie. Es war eine winzige, schwarzbehaarte Scheußlichkeit – der Leib kaum größer als der einer Ratte, aber dafür mit Zähnen und Klauen, die einer Wildkatze zur Ehre gereicht hätten. Die Flügel ähnelten der einer Fledermaus, nur waren sie kräftiger, und die Enden mit dornigen, nadelspitzen Widerhaken versehen. Und das Wesen verfügte über unglaubliche Kraft. Trotz aller Anstrengung gelang es Damona nicht, es vom Gesicht seines Opfers herunterzuzerren. Seine Krallen hatten sich tief ins Fleisch des Wachmannes gebohrt, und der schmale, nadelspitze Schnabel hackte immer wieder erbarmungslos nach seinen Augen.

Schließlich gab Damona auf, nahm die Waffe erneut hervor und zerrte mit fliegenden Fingern das Magazin aus dem Griff. Sie nahm eines der silbernen Geschosse hervor, warf den Rest weg und preßte dem Monster das Projektil zwischen die Schultern.

Ein häßliches Zischen erklang. Zwischen Damonas Fingern wurde es plötzlich heiß. Grauer, stinkender Dampf zischte hoch. Das Ungeheuer ließ von seinem Opfer ab, stieß einen schrillen, krächzenden Schrei aus und schlug verzweifelt mit den Flügeln. Eine der ledrigen Schwingen traf Damonas Gesicht und schleuderte sie nach hinten.

Sie fiel, rollte sich instinktiv auf die Seite und verbarg das Gesicht zwischen den Armen, als das Ungeheuer mit einem wütenden Schrei auf sie herabstieß.

Kleine, messerscharfe Krallen hackten nach ihrem Gesicht, schrammten schmerzhaft über ihre Wangen und verkrallten sich in ihrem Haar. Damona schrie auf, warf sich herum und schlug nach dem Ungeheuer. Die Bestie war verletzt, aber die Wunde schien seine Wut nur noch zu steigern. Der nadelspitze Schnabel riß Millimeter neben ihrem Auge die Haut auf und zog sich zu einem zweiten, besser gezielten Stoß zurück.

Damona drehte verzweifelt den Kopf zur Seite, griff mit beiden Händen nach den Schwingen des Untieres und zerrte mit aller Kraft daran. Es gelang ihr, die Bestie ein Stück von sich wegzudrücken, aber sie spürte, daß ihre Kräfte rasch erlahmten. Sie warf sich zurück, riß das Monster zur Seite und versuchte, es unter sich zu begraben.

Eine einzige, unglaublich scharfe Klaue grub sich in ihr Handgelenk

und ließ sie vor Schmerz und Überraschung aufschreien. Instinktiv ließ sie das Ungeheuer los. Die Bestie schwang sich mit einem wütenden Krächzen in die Luft, flog wie ein winziger, schwarzer Schatten dicht unter der Decke entlang in Richtung Ausgang und kam dann zurück.

Aber die zwei, drei Sekunden Zeit hatten Damona gereicht. Ohne auf den brennenden Schmerz in ihrer Hand und ihrem Gesicht zu achten, bückte sie sich nach der Luger, schob eine Kugel ins Magazin und drückte ab.

Das Geschoß streifte die geflügelte Bestie nur, aber die Wirkung war unglaublich. Das Monster wurde, wie von einer unsichtbaren Riesenfaust getroffen, herumgewirbelt, schlug noch zwei-, dreimal mit den Flügeln und fiel dann zuckend zu Boden. Seine rechte Schwinge begann sich da, wo es von dem Silbergeschoß getroffen worden war, aufzulösen. Das schwarze, narbige Leder wurde weich, verlor gleichzeitig an Farbe wie an Festigkeit und begann sich in grauen, übelriechenden Schleim zu verwandeln.

Es ging unglaublich schnell. Der winzige Dämon hatte die erste Berührung des geweihten Silbers noch verkraftet, aber zu einem zweiten Mal reichten seine Kräfte nicht mehr. Innerhalb weniger Augenblicke verwandelte sich sein Körper in einen häßlichen, formlosen grauen Klumpen. Und auch dieser letzte Rest verschwand, wurde zuerst zu einer grauen, dampfenden Pfütze, die wie unter einer gewaltigen inneren Spannung kochte und brodelte und löste sich schließlich vollkommen auf.

Damona richtete sich aufatmend auf die Knie auf, rühr sich mit den Fingern über das Gesicht und stemmte sich schließlich hoch.

Der Wachmann lag noch da, wo er gestürzt war. Er war bei Bewußtsein, aber ein Blick in seine weit geöffneten, starren Augen sagte Damona, daß er unter Schock stand. Sie kniete neben ihm nieder, untersuchte ihn flüchtig und atmete erleichtert auf. Das Gesicht des Mannes war von den winzigen Klauen der Bestie verunstaltet worden, aber er schien keine wirklich ernsthaften Verwundungen davongetragen zu haben. Seine Augen waren unverletzt, und bis auf ein paar Narben würde er mit dem Schrecken davonkommen.

»Was… was war das?« fragte er. Seine Stimme klang monoton und ohne hörbare Betonung. »Was …«

»Sagen Sie jetzt nichts«, sagte Damona rasch. »Ich rufe einen Krankenwagen. Und die Polizei.«

»Aber was…«

»Ich erkläre es Ihnen«, sagte Damona. »Aber später. Und nur«, fügte sie leiser und eigentlich nur für sich hinzu, »wenn ich es kann…«

***

Durch die geschlossene Tür war die Musik kaum mehr zu hören.

Die Beleuchtung war heruntergedreht, so daß der schwere Kristallüster unter der Decke nur noch schwach glühte und der Raum in einen sanften, gelblichen Glanz getaucht war, der an das Licht von Kerzen erinnerte. Auf dem niedrigen Mahagonischreibtisch neben dem Kamin standen die Reste einer opulenten Mahlzeit.

Minotti beugte sich vor, nahm eine Austernschale zwischen Daumen und Zeigefinger und drehte sie nachdenklich in der Hand, so daß sich das Licht im Perlmuttglanz ihrer Oberfläche brach. Er wirkte entspannt, beinahe gelangweilt, aber wer ihn länger kannte, wußte genau, daß dieser Eindruck täuschte. Vittore Minotti war niemals entspannt und schon gar nicht gelangweilt. Im Gegenteil – je ruhiger er äußerlich wirkte, desto intensiver arbeiteten seine Gedanken.

Er seufzte, legte die Austernschale zurück und warf einen sehnsüchtigen Blick zum Telefon. Er wartete auf einen ganz bestimmten Anruf. Es kam selten vor, daß er mit jemandem zu tun hatte, der es sich leisten konnte, ihn warten zu lassen, aber dies war eine jener seltenen Gelegenheiten. Stanton Frane war einer der drei oder vier Männer in London, vor denen selbst Minotti Respekt hatte. Noch.

»Habt ihr irgend etwas herausgefunden?« fragte er, ohne den Blick vom Telefon zu nehmen.

Die beiden Männer, die rechts und links der Tür postiert waren und bisher reglos wie Statuen dagestanden hatten, zuckten sichtlich zusammen. Einer von ihnen schüttelte den Kopf. »Nein, Mister Minotti. Ich habe überall herumtelefoniert.«

»Und?«

»Niemand weiß etwas von einer Lieferung, jedenfalls von keiner, die auch nur annähernd so groß wäre. Dieser Smith muß neu im Geschäft sein. Ein Anfänger.«

»Oder er blufft«, sagte der andere. »Vielleicht versucht er, Sie hereinzulegen. Er wäre nicht der erste, der denkt, ein… Mann wie Sie könne nicht zur Polizei gehen.«

Minotti seufzte. »Womit er nicht einmal so Unrecht hätte, nicht wahr? Aber für so dumm halte ich ihn nicht.« Er lehnte sich zurück, schloß für einen Moment die Augen und faltete die Hände über seinem Bauch »Warten wir ab, bis Charles und Tremain zurück sind. Vielleicht haben sie etwas herausbekommen. Ich…«

Das Schrillen des Telefons unterbrach ihn. Er fuhr auf, nahm den Hörer von der Gabel und meldete sich.

»Frane hier«, sagte eine energische Stimme am anderen Ende der Verbindung. »Tut mir leid, daß du warten mußtest, Vittore. Aber ich hatte noch ein paar Dinge zu erledigen.«

»Aber das macht doch nichts, Stanton«, Versicherte Minotti hastig.

»Wir sind doch alle vielbeschäftigt. Hast du etwas herausgefunden?«

»Nein«, antwortete Frane. »Natürlich war die Zeit zu kurz, um entsprechend gründlich rumzuhören, aber von den Leuten, die ich zu dieser Zeit erreichen konnte, hat niemand auch nur das leiseste Gerücht über eine Lieferung von solchem Umfang gehört. Aber ich suche morgen weiter. Wie steht's bei dir und den anderen?«

»Dasselbe«, antwortete Minotti. Franes Antwort überraschte ihn nicht besonders. Die Verbindungsleute, die er hatte, waren zum Großteil die gleichen wie die Franes. Zumindest hier in London.

»Wenn dieser Smith blufft, dann tut er es verdammt dumm«, sagte er nach kurzem Überlegen. »Und wenn er die Wahrheit spricht, ist er der verdammt cleverste Bursche, mit dem ich bisher zu tun gehabt habe.«

»Und was hast du vor?«

Wieder zögerte Minotti unmerklich mit der Antwort. Er kannte Frane zu gut, um sich nicht jedes Wort dreimal zu überlegen. Stanton Frane stand im Drogengeschäft ganz oben, und nicht nur in London. Und er wußte genau, daß Männer wie Minotti die Säge für seinen Stuhl jederzeit in der Hand hielten. Dementsprechend vorsichtig war er. Minotti wäre nicht der erste, der sich mit einem unüberlegten Wort um den Hals geredet hätte.

»Weitersuchen«, sagte er schließlich. »Smith sagte, er würde sich melden. Bis es soweit ist, versuche ich was über ihn rauszubekommen. Wenn er die Wahrheit sagt, sehe ich nicht ein, warum wir nicht mit ihm ins Geschäft kommen sollten.«

»Du willst ihm tatsächlich *zwei Millionen* Pfund Sterling geben?« fragte Frane überrascht.

Minotti grinste. »Quatsch. So viel Geld habe nicht mal ich, das weißt du genau. Aber wenn wir alle zusammenlegen… Das Geschäft ist sowieso ein paar Nummern zu groß für mich allein.«

Frane überlegte einen Moment.

»Zwei Millionen«, murmelte er dann. »Du weißt, daß du dir gleich einen Grabstein aussuchen kannst, wenn die Sache schiefgeht.«

Minotti nickte ungerührt. »Sicher«, erklärte er. »Aber sie wird nicht schiefgehen. Und«, fügte er boshaft hinzu, »ich habe nicht gesagt, daß er die zwei Millionen lange behalten wird.«

Frane schwieg einen Moment. »In Ordnung, Vittore«, sagte er dann. »Ich denke darüber nach. Und ich werde auch mit den anderen sprechen. Du hörst von mir.«

Die Verbindung wurde unterbrochen, und Minotti legte mit einem nachdenklichen Stirnrunzeln auf. Spätestens von diesem Moment an, das wußte er, wurde die Sache ernst. Stanton Frane war kein Mann, mit dem man irgendwelche Spielchen betreiben konnte.

Wenn die Sache mit Smith schiefging, dann war er erledigt.

Aber sie würde nicht schiefgehen, dafür würde er sorgen.

Ein leises, schabendes Geräusch vom Fenster her ließ ihn herumfahren. Für einen flüchtigen Moment hatte er den Eindruck, einen schwarzen Schatten zu sehen, winzige, glühende Augen und dreieckige Flügel. Dann war die Scheibe wieder leer.

»Was war das?« fragte er scharf.

Einer der beiden Gorillas löste sich von seinem Platz, ging zum Fenster und stieß es auf. Die Pistole hielt er dabei schußbereit in der Rechten, aber so, daß man sie von außen nicht sehen konnte. Er steckte den Kopf aus dem Fenster, sah sich gründlich draußen um und schob das Fenster dann wieder zu.

»Nichts, Mister Minotti«, sagte er. »Vielleicht ein Vogel, der sich verflogen hat.«

»Quatsch«, schnappte Minotti. »Um diese Zeit, wie? Außerdem sah das Ding nicht wie ein Vogel aus. Eher wie eine Fledermaus.«

»Aber draußen ist nichts, Mister Minotti«, antwortete der Mann unglücklich.

Minotti setzte zu einer scharfen Antwort an, beließ es dann aber bei einem Achselzucken und ließ sich in seinem Sessel zurücksinken.

Hätte er gewußt, *was* er da wirklich beobachtet hatte, wäre er noch viel nervöser geworden.

***

»Das nächste Mal, wenn ich mit dir telefoniere«, sagte Ben Murray säuerlich, »werde ich mich hüten, dir zu erzählen, daß bei uns nichts los ist.«

Damona lächelte gegen ihren Willen. »So?«

Ben nickte. »Garantiert. Kaum erzählte ich, daß ich mich langweile, schon versuchst du, dich umbringen zu lassen. Du übertreibst es mit der Freundschaft, wirklich.«

Damona lachte leise, schüttelte den Kopf und wurde übergangslos wieder ernst. »Haben deine Leute etwas herausgefunden?«

»An deinem Wagen, meinst du?« Ben seufzte. »Nichts. Keine Fingerabdrücke, niemand hat das Schloß aufgebrochen…« Er breitete in einer hilflosen Geste die Hände aus. »Wir haben uns sogar die Videobänder der Überwachungsanlage angesehen. Niemand war an deinem Wagen.«

Damona nickte. »Also stecken unsere Freunde von der Schwarzen Familie dahinter«, murmelte sie. »Irgend jemand hat dieses niedliche Tierchen auf magischem Wege in den Wagen praktiziert.«

»Wahrscheinlich«, knurrte Ben. »Aber das kann ich schlecht in meinen Bericht schreiben.«

»Mußt du das denn?« fragte Damona. »Einen Bericht schreiben, meine ich.«

Ben keuchte. »Du machst mir Spaß«, sagte er. »Ich rücke hier mit

dem halben Yard an, und du fragst, ob ich einen Bericht schreiben muß. Verrat mir lieber, was ich hineinschreiben soll. Vor allem, wenn der Wachmann anfängt zu reden.«

»Wie geht es ihm überhaupt?«

Murray zuckte mit den Achseln. »Gut, denke ich. Er stand noch unter Schock, als die Ambulanz kam.«

»Wahrscheinlich wird man ihm die Geschichte sowieso nicht glauben«, sagte Damona. »Es gibt keinen Beweis dafür.«

»Doch«, knurrte Ben, »den gibt es. Du scheinst zu vergessen, daß der ganze Laden ständig überwacht wird. Seine Kollegen haben die ganze Szene auf dem Bildschirm verfolgt. Und sie haben sie auf Band.«

»Dann beschlagnahme sie.«

»Die Bänder oder die Wachmänner?« fragte Ben. »Im Ernst, Damona – natürlich kann ich ihnen die Bänder wegnehmen, aber ich kann sie nicht zwingen, zu vergessen, was sie gesehen haben. Das gibt ein Problem.« Er seufzte. »Aber daran bin ich ja mittlerweile gewöhnt. Seit ich dich und Mike kenne, besteht mein Leben nur aus Problemen.«

»Tut es dir leid?« fragte Damona.

»Was?«

»Daß du uns kennst.«

Ben lächelte flüchtig. »Manchmal schon«, gestand er. »Bevor ich dich zum ersten Mal gesehen habe, war alles so schön einfach. Es gab uns und die Ganoven und damit basta. Und womit schlage ich mich jetzt herum? Mit Werwölfen und Vampiren… Hast du eine Ahnung, wer dahinter stecken könnte?«

»Hinter dem Anschlag?« Damona schüttelte den Kopf. »Ich habe genug Feinde«, murmelte sie. »Aber das, was da unten passiert ist, ist mir ein Rätsel. Es war so… dumm.«

»Dumm?« ächzte Ben.

»Es war teuflisch«, gestand Damona. »Aber gleichzeitig dumm. Eine raffinierte Idee, aber unbeschreiblich dämlich ausgeführt. Ich bin ziemlich sicher, daß weder Zarangar noch Asmodis dahinterstecken.« Sie seufzte, wandte sich um und ging langsam zur Bar zurück. »Etwas zu trinken?«

Ben schüttelte den Kopf, und Damona stellte die Flasche auf das Regal zurück. Draußen, vor den Fenstern, wurde es langsam hell.

»Wie kommst du darauf?« knüpfte Ben an den Gedanken an.

»Es ist nicht ihre Handschrift«, sagte Damona nachdenklich. »Lach bitte nicht – aber weißt du, woran mich das Ganze erinnert? An einen billigen amerikanischen Krimi. Held steigt ins Auto, dreht Schlüssel, Bombe geht hoch – bumm.« Sie lächelte. »Nur daß es keine Bombe war, sondern etwas Wirkungsvolleres. Wäre ich allein gewesen, hätte mich das Biest erledigt.«

Ben schwieg eine ganze Weile.

»Ich werde keineswegs lachen«, murmelte er schließlich. »Ich hatte nämlich den gleichen Gedanken. Aber ich kann nicht gerade sagen, daß er mich erfreut. Wenn du nämlich recht hast, dann bedeutet, das, daß…«

»Daß das geschehen ist, worauf ich eigentlich seit Monaten warte«, beendete Damona den Satz. »Nämlich daß Zarangar auf die naheliegende Idee gekommen ist, Verbindung zum organisierten Verbrechen aufzunehmen.«

»Es gibt kein organisiertes Verbrechen«, begehrte Ben auf. »Wir sind hier nicht in Chikago.«

Damona lächelte sanft. »Spar dir das für die Reporter und die Zeitungen, Ben«, sagte sie. »Wie viele Gangster-Clans gibt es in London? Vier? Acht? Ein Dutzend?«

Ben druckste eine Weile herum.

»Fünf«, gestand er schließlich. »Und ein paar Dutzend kleinerer Gruppen. Aber fünf von ihnen sind wirklich groß. Und so gut organisiert, daß wir nicht an sie herankommen.«

»Und mit ein bißchen Pech«, fügte Damona ungerührt hinzu, »hast du demnächst noch eine sechste. Oder nur noch eine einzige. Eine Dämonen-Mafia.«

»Und das findest du lustig, wie?« giftete Ben, als er ihr Lächeln bemerkte.

Damona schüttelte den Kopf. »Ganz und gar nicht. Ich versuche mir nur vorzustellen, wie du *das* deinen Vorgesetzten beibringst.«

»Gar nicht«, seufzte Ben. »Die halten mich sowieso schon lange für leicht beknackt.«

»Wieso? Du löst doch alle Fälle.«

»Das ist auch der einzige Grund, warum ich noch nicht in einer Zwangsjacke abtransportiert worden bin«, antwortete Ben mit säuerlichem Grinsen. »Wir sind hier in England, meine Liebe, vergiß das nicht. Du kannst so verrückt sein, wie du willst, solange du Erfolg hast. Aber wenn du einen Fehler machst…« Er brach ab und fuhr sich in einer bezeichnenden Geste mit dem Zeigefinger über die Kehle. Dann wechselte er abrupt das Thema. »Aber zur Sache, Damona. Wir müssen herausfinden, wer hinter diesem Anschlag steckt. Und zwar schnell. Ich kann mir nicht denken, daß der oder die Attentäter aufgeben, wenn sie herausbekommen, daß dir nichts passiert ist.«

»Müssen Sie es denn herausbekommen?« fragte Damona. »Ich meine – hat irgend jemand gesehen, *wer* in dem Krankenwagen gelegen hat?«

Ben stutzte. »Du meinst…«

»Ich meine«, spann Damona den Gedanken weiter, »daß der, der für diese Überraschung verantwortlich war, garantiert das Haus beobachten läßt. Aber wenn er nicht zufällig unter deinen Beamten

oder bei der Besatzung des Krankenwagens war, dann hat er nur gesehen, daß *irgend jemand* mit Blaulicht und Sirene ins Hospital gebracht worden ist. Eigentlich brauchen wir nur in die Klinik zu fahren und die Augen aufzuhalten. Früher oder später wird jemand kommen und nachsehen, wer da auf der Intensivstation liegt. Warum gehen wir nicht auch hin und erwarten ihn?«

***

Das *Ding* war nicht viel größer als eine Fledermaus. Der Kopf erinnerte – mit Ausnahme des nadelspitzen, fingerlangen Schnabels – an den einer Ratte, und die winzigen Fänge, mit denen es sich an der Tischkante festklammerte, glitzerten wie scharfgeschliffene, rasiermesserscharfe Dolche. Die ledrigen Flügel waren eng an den Leib gefaltet und umhüllten ihn wie ein bizarrer Mantel. Die winzige Bestie hockte vollkommen reglos an ihrem Platz, aber der Blick der kleinen, tückischen Augen schien jede seiner Bewegungen zu verfolgen, und Kenwood hatte immer stärker das Gefühl, daß hinter den roten Knopfaugen mehr als nur tierische Schläue lag.

Er wandte sich schaudernd ab und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Smith hatte ihn in sein eigenes Zimmer gebeten und befohlen, hier auf ihn zu warten. Seitdem war er allein – allein mit diesem verdammten Ding, das reglos dahockte und ihn mißtrauisch belauerte.

Kenwood sah auf die Uhr. Es war beinahe fünf. Minotti würde jetzt langsam nervös werden. Aber das war nicht mehr seine Sorge.

So etwas wie ein Gewissen kannte Charles Kenwood schon seit sehr, sehr vielen Jahren nicht mehr, und es machte ihm absolut nichts aus, die Seiten zu wechseln und gegen seinen früheren Auftraggeber zu arbeiten, wenn der Preis stimmte. Und der Preis bestand in diesem Fall in seinem eigenen Leben. Selbst wenn er gezögert hätte, hätte ihn das, was Tremain zugestoßen war, endgültig davon überzeugt, daß Minotti in diesem Spiel den kürzeren ziehen würde. Er wußte nicht, wer dieser Smith war – wenn er ehrlich sich selbst gegenüber war, wollte er es eigentlich auch gar nicht wissen – aber er schien Möglichkeiten zu haben, die über die menschliche Logik hinausgingen. Wenn Minotti den Fehler beging, offen gegen ihn zu kämpfen, dann würde er bald genauso tot sein wie Tremain.

Kenwood wandte sich um, schenkte dem Vogel-Ding auf der Tischkante einen angewiderten Blick und zündete sich nervös eine Zigarette an. Seine Finger zitterten unmerklich. Er gab es ungern zu, aber er wurde allmählich unruhig. Und er hatte Angst.

Die Tür hinter seinem Rücken wurde geöffnet, und Smith betrat das Zimmer. Hinter ihm, auf dem Korridor, waren noch mehr Männer, aber er schloß die Tür wiederum bevor Kenwood mehr Einzelheiten erkennen konnte.

»Es tut mir leid, daß Sie warten mußten, Charles«, begann Smith. »Aber es gab noch verschiedene Dinge zu erledigen.«

Kenwood lächelte unsicher. »Das… macht nichts«, sagte er hastig. »Ich bin warten gewohnt.«

Smith eilte durch den Raum, kraulte dem Vogel im Vorbeigehen flüchtig den Kopf und schloß das Fenster. Das kleine Monster bedankte sich mit einem krächzenden, unangenehmen Laut und schlug mit den Flügeln. Kenwood sah, daß an ihren Enden winzige, einwärts gebogene Fänge glitzerten.

Smith lächelte, als er seinen Blick bemerkte. »Keine Sorge«, sagte er. »Er tut Ihnen nichts, solange Sie sich nicht entschließen, gegen mich zu arbeiten. Und Sie werden sehen, er ist recht nützlich.« Er setzte sich, schlug die Beine übereinander und sah Kenwood eine volle Minute lang durchdringend an.

»Nun«, fuhr er fort, »ich habe Sie lange genug allein gelassen. Sie hatten Zeit, zu überlegen. Werden Sie für mich arbeiten?«

Smith nahm einen weiteren, nervösen Zug aus seiner Zigarette und versuchte sich hinter einer Qualmwolke zu verstecken. »Natürlich«, sagte er hastig. »Sie wissen doch, daß…«

Smith unterbrach ihn mit einer unwilligen Geste. »Sie verstehen mich nicht, Charles«, sagte er ruhig. »Vorhin hatten Sie Angst. Sie hatten Angst, weil ich Ihren Freund getötet habe, und mein kleines Zauberkunststückchen davor hatte Sie eingeschüchtert. Deswegen habe ich Ihnen Zeit gelassen. Und deswegen habe ich Sie mit ihm…«, er deutete auf den Vogel und lächelte schadenfroh, als Kenwood sichtlich zusammenzuckte – »zusammengebracht. Um Geld brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Sie werden mehr bekommen, als Minotti jemals besessen hat. Aber Sie werden die Seiten nie wieder wechseln können. Nicht einmal durch den Tod.«

Kenwood setzte zu seiner Antwort an, aber seine Kehle war mit einem Mal wie zugeschnürt.

»Was Sie vorhin gedacht haben«, fuhr Smith fort, »war fast richtig. Ich bin kein normaler kleiner Gangster, der scharf auf Minottis Stuhl oder Geld ist.«

Kenwood begann langsam zu begreifen. »Sie meinen, daß ich… daß Sie …«

»Nennen Sie es von mir aus einen Pakt mit dem Teufel«, sagte Smith ruhig. »Keine Sorge – ich verlange *jetzt* nicht, daß Sie einen Vertrag mit Ihrem Blut unterschreiben oder Ähnliches. Aber das Ergebnis ist das Gleiche, als täten Sie es.«

Kenwood lächelte nervös.

»Habe ich eine Wahl?«

Smith schüttelte stumm den Kopf. Der Vogel gab einen leisen, krächzenden Laut von sich, ein Geräusch, das in Kenwoods Ohren wie

teuflisches Hohngelächter widerhallte.

»Sie haben die Wahl zwischen dem Tod und der Zusammenarbeit mit mir«, sagte Smith nach einer Weile. »Aber ich lege Wert darauf, fair zu meinen Partnern zu sein. Das, was ich vorhabe, kann nicht von einem Mann allein bewältigt werden. Ich brauche Leute, denen ich vertrauen kann. Leute wie Sie.«

Kenwood schluckte trocken. Der Zigarettenrauch schmeckte plötzlich schal und bitter.

»In Ordnung«, sagte er. »Ich bin dabei.«

Smith nickte, als habe er nichts anderes erwartet. »Gut«, sagte er, während er aufstand und zur Tür ging. »Ich wußte, daß Sie das sagen würden. Und ich habe auch gleich eine Aufgabe für Sie.« Er legte Hand auf die Klinke, drückte sie herunter, öffnete die Tür aber nicht.

»Sie werden Ihren früheren Chef erledigen«, sagte er. »Minotti.«

Kenwood schrak zusammen. »Minotti umlegen?« keuchte er.

»Aber… er … ich meine, das Geld … Sie wollten ihm …«

»Das Heroin existiert nicht, wie bereits gesagt«, unterbrach ihn Smith ruhig. »Ich habe lediglich auf diese Weise Kontakt zu jemandem wie Minotti gesucht. Und ich habe nicht von Umbringen gesprochen, Charles. Sie werden dafür sorgen, daß Minotti so wie Sie für mich arbeitet. Wenn auch«, fügte er mit leisem Lachen hinzu, »auf einer etwas anderen Ebene.« Er öffnete die Tür.

Kenwood unterdrückte im letzten Moment einen Aufschrei, als er den Mann erkannte, der davor gewartet hatte.

Es war Tremain.

»Aber das ist doch… un … unmöglich!« keuchte er. Sein Blick saugte sich an Tremains Gesicht fest.

Oder dem, was davon übrig geblieben war…

Tremains Gesicht war eine einzige Wunde. Sein Hemd und seine Jacke waren schwarz vor geronnenem Blut.

Und trotzdem stand er aufrecht vor der Tür…

Kenwood begann allmählich zu begreifen, was Smith gemeint hatte, als er sagte, er würde die Seiten nicht einmal mehr durch den Tod wechseln können…

»Sie werden sich an den Anblick gewöhnen«, sagte Smith, als er sein Entsetzen bemerkte. »Und wenn alles so verläuft, wie ich hoffe, wird es auch nicht mehr lange notwendig sein, mit Männern wie ihnen zu arbeiten.«

Kenwood löste seinen Blick mühsam von Tremains Gesicht und besah sich die anderen Männer, die hinter ihm auf dem Flur warteten. Sie boten keinen wesentlich erfreulicheren Anblick. Manche von ihnen mußten schon seit Wochen tot sein.

»Sie werden warten, bis die Sonne untergegangen ist«, fuhr Smith fort. »Dann fahren Sie zu Minotti zurück. Diese Männer werden Sie

begleiten.«

Kenwood nickte mühsam. »Und… und was soll ich tun?« fragte er.

Smith schüttelte den Kopf. »Nichts«, antwortete er knapp. »Es reicht, wenn Sie die Männer hinbringen. Sie wissen, was zu tun ist. Ihre Aufgabe endet, wenn Sie sie in Minottis Club eingeschleust haben. Aber es muß unauffällig geschehen. Ich kann kein Aufsehen gebrauchen, jetzt noch nicht. Und nun gehen Sie. Sie haben bis Sonnenuntergang Zeit, sich auszuruhen. Ich lasse Sie wecken, wenn es soweit ist.«

Kenwood nickte und beeilte sich, das Zimmer zu verlassen. Er schob sich mit kaum verhohlenem Widerwillen an Tremain vorbei, betrat eines der leerstehenden Zimmer und warf die Tür hinter sich ins Schloß. Smith lächelte dünn, als er hörte, wie der Schlüssel zweimal herumgedreht wurde.

Er machte eine flüchtige Handbewegung. Die fünf Untoten auf dem Gang wandten sich mit puppenhaften Bewegungen um und verschwanden in einem anderen Zimmer.

Aber Smith schloß die Tür noch nicht. Er blieb reglos stehen, wartete zwei, drei Minuten und klopfte dann dreimal hintereinander mit den Knöcheln gegen den Türrahmen.

Am entgegengesetzten Ende des Ganges wurde eine Tür geöffnet; und eine schmale, gebückt wirkende Gestalt schlurfte über den Korridor. Smith trat in sein Zimmer zurück, wartete, bis der Mann an ihm vorbeigegangen war und drückte die Tür lautlos zu.

»Es läuft alles nach Plan«, sagte er leise. »Morgen um diese Zeit gehorcht Minotti mir. Danach dauert es nur noch ein paar Tage, bis uns die Stadt gehört.«

Der Mann drehte sich halb um und warf ihm einen undeutbaren Blick zu. Er hatte ein schmales, streng geschnittenes Gesicht und dunkle Augen, in denen ein satanisches Feuer zu leuchten schien.

Seine linke Hand steckte in einem mattglänzenden Lederhandschuh.

Sie schien seltsam dürr und schlank zu sein, als bestünde sie nur noch aus Knochen, aber Smith hatte sie noch nie wirklich zu Gesicht bekommen. Er wollte es auch nicht. Selbst jetzt, als es viel zu spät zum Umkehren war, war er sich nicht sicher, ob es nicht doch ein Fehler gewesen war, sich mit Zarangar einzulassen.

»Ich hoffe, du hast recht«, schnaubte Zarangar, »Nur um ein paar drittklassige Ganoven zu erledigen, lohnt sich der Aufwand nicht.«

Smith nickte hastig. »Es kann nicht mehr schiefgehen, Mister Zarangar«, sagte er schnell. »Minotti hat keine Chance. Und wenn wir ihn erst haben, haben wir auch die anderen.« Zarangars Gesicht verzog sich zu einem humorlosen, bösen Lächeln. »Und dann kontrollierst du die Stadt, wie?« machte er.

Smith nickte, schwieg aber, und Zarangar schien auch gar nicht auf

eine Antwort zu warten. Er wandte sich um, betrachtete den Vogel, der noch immer lautlos auf dem Tisch hockte, mit einem undeutbaren Blick und setzte sich auf einen Stuhl. Smith fiel auf, wie blaß und krank er wirkte, trotz all seiner Macht. Aber er sagte nichts.

»Heute ist das letzte Mal, daß wir uns sehen«, fuhr Zarangar nach einer Weile fort. »Jedenfalls für die nächsten Monate. Ich muß sicher sein, daß alles so funktioniert, wie ich es geplant habe.«

»Das wird es«, sagte Smith.

»So?« Zarangar lächelte dünn. »Ich warne dich – man sollte einen Gegner nie unterschätzen. Ich habe es einmal getan, und ich habe einen verdammt hohen Preis dafür bezahlt. Du warst nichts als ein mieser kleiner Dealer, als wir uns kennengelernt haben, aber wenn du versagst, dann wirst du dir wünschen, es für den Rest deiner Tage geblieben zu sein. Es steht mehr auf dem Spiel als nur dein Leben.«

Smith nickte nervös. Zarangar hatte ihm mehr als einmal demonstriert, über welche Machtmittel er verfügte.

»Was ist mit Damona King?« fragte er lauernd. »Du weißt, daß ich sie tot sehen will.«

Smith nickte erfreut. Zarangar hatte keinen Zweifel daran gelassen, daß dies die wichtigste Bedingung in ihrer Abmachung war.

»Ich… habe alles arrangiert«, sagte er hastig. »Sie wird sterben. Vielleicht ist sie es bereits.«

»Ich will kein, vielleicht hören«, schnappte Zarangar. »Ist sie tot oder nicht?«

Smith erbleichte sichtlich. »Ich… weiß es nicht«, gestand er. »Aber der Vogel ist … ist nicht zurückgekommen. Einer … einer meiner Leute berichtete mir, daß ein Krankenwagen zu ihrem Haus gefahren sei.«

»Ein Krankenwagen?« Zarangar überlegte einen Moment. »Das bedeutet, sie lebt noch.«

»Nicht unbedingt«, sagte Smith eilig. »Auch… Leichen werden mit einem Krankenwagen abtransportiert. Sie muß tot sein.«

Zarangar schüttelte den Kopf. »Das genügt mir nicht«, sagte er.

»Ich will Gewißheit.«

»Aber das geht nicht«, sagte Smith. »Ich… kann keinen der Zombies in die Klinik schicken. Wenn wir jetzt Aufsehen erregen, können wir alles verderben. Wir …«

Er brach ab, als ihn Zarangars Blick traf. Er schluckte ein paarmal, senkte den Kopf und scharrte verlegen mit den Schuhspitzen über den Teppich. »Gut«, sagte er. »Ich werde mich darum kümmern. Noch heute. Ich verspreche es.«

Zarangar starrte ihn wortlos und drohend an und stand auf. Er ging zur Tür, öffnete sie und drehte sich noch einmal um, bevor er das Zimmer verließ.

»Denk daran«, sagte er drohend. »Ich erfahre, wenn du versagst. Und vergiß nie, daß sie dir nur gehorchen, so lange *ich* es will.« Er deutete mit der unverletzten Rechten auf den schwarzen Vogel, der hinter Smith auf der Tischkante hockte.

Smith' Blick folgte seiner Geste. Der Vogel hatte den Schnabel halb geöffnet und starrte ihn aus seinen roten Knopfaugen an.

Irgend etwas war in seinem Blick, das ihn plötzlich frieren ließ.

***

Es war nach acht, als Mike endlich nach Hause kam. Er wirkte übernächtigt und müde, und sein Anzug sah aus, als habe er darin geschlafen. Er warf die Tür lauter hinter sich ins Schloß, als nötig gewesen wäre, ließ sein Jackett achtlos zu Boden fallen und sank mit einem erleichterten Seufzer auf die Couch. »Herrgott«, stöhnte er, während er sich müde mit Daumen und Zeigefinger der Rechten über die Augen fuhr, »war das eine Nacht. Allmählich beginne ich mich zu fragen, ob der Großteil unseres sogenannten Managements eigentlich einen Volksschulabschluß hat.«

»War es so schlimm?« fragte Damona.

Mike verzog das Gesicht, als hätte er plötzlich Zahnschmerzen.

»Schlimmer«, sagte er. »Und ich bin noch lange nicht fertig. Die Männer sind ja ganz in Ordnung, so lange sie in ihren eingefahrenen Gleisen denken können, aber sobald man von ihnen verlangt, auch einmal etwas Unkonventionelles zu tun…« Er brach ab, gähnte ungeniert und blinzelte. »Wieso bist du schon wach?« sagte er, als bemerke er Damonas Anwesenheit erst jetzt.

»Ich bin nicht schon wach«, antwortete Damona, »ich bin immer noch wach. Du weißt doch – die treusorgende Frau bleibt auf, bis der Mann vom ach so harten Kampf gegen die böse böse Welt nach Hause kommt.«

Mike rümpfte die Nase. »Hast du irgend etwas?« fragte er.

Damona schüttelte den Kopf. Sie hatte lange überlegt, ob sie Mike von dem fehlgeschlagenen Attentat erzählen konnte, war aber zu der Überzeugung gekommen, daß es besser war, ihm nichts zu sagen. Er hatte auch so Ärger genug. Und wahrscheinlich hätte er nur darauf bestanden, daß sie sofort die Stadt verließ. »Nein«, sagte sie.

»Ich konnte nur nicht schlafen, das ist alles. Mir fällt allmählich die Decke auf den Kopf.«

Mike runzelte die Stirn und legte die Füße auf den Tisch. »Sei froh, daß du deine Ruhe hast«, murmelte er. Er gähnte erneut, blinzelte und verschränkte die Hände hinter dem Kopf. »Sei ein Schatz und brau mir einen starken Kaffee«, bat er. »Und danach lege ich mich ein paar Stunden hin. Um zwölf ist bereits die nächste Sitzung.«

»Ich stelle dir den Wecker«, antwortete Damona, »aber Kaffee mußt

du dir schon selbst kochen. Ich muß fort.«

»Fort?« murmelte Mike. Er hatte die Augen geschlossen und schien bereits halb eingeschlafen zu sein. »Wohin in drei Teufels Namen willst du um diese Zeit?«

»Mir die Beine vertreten. Ich bin mit Ben verabredet.« Damona verschwieg wohlweislich, daß Ben bereits seit zwanzig Minuten unten vor dem Haus wartete und sie den Rest des Tages in der Klinik verbringen würden. Sie stand auf, nahm ihre Jacke vom Haken und kam noch einmal ins Wohnzimmer zurück.

»Ich werde dem Portier Bescheid geben, daß er dich um elf weckt«, sagte sie.

Aber Mike antwortete nicht. Er war bereits eingeschlafen und schnarchte leise vor sich hin.

***

Der Vogel war nicht mehr als ein winziger schwarzer Punkt vor dem smogverhangenem Morgenhimmel Londons. Keiner der Passanten, die die Straßen trotz der Kälte und des Regens bevölkerten, bemerkte ihn, und wenn, so hätte sich wohl niemand etwas beim Anblick des Tieres gedacht. Er überquerte die Themse, flog eine Weile parallel zum Fluß und bog dann nach Westen ab. Eine Zeitlang kreiste er mit gemächlichen Flügelschlägen über dem Stadtzentrum, als suche er etwas Bestimmtes, dann wandte er sich abermals nach Westen und flog, schneller als es ein normaler Vogel jemals gekonnt hätte, über der Stadt dahin. Schließlich tauchte der weiße Gebäudekomplex des City-Hospitals unter ihm auf. Er verlor an Geschwindigkeit, begann abermals zu kreisen und landete schließlich auf dem Dach des Hauptgebäudes.

Lange, vielleicht zehn, fünfzehn Minuten, hockte er reglos auf der Dachkante und starrte in die Tiefe. Sein Blick huschte über die feuchtschimmernde Fassade des Gebäudes, blieb hier und dort an einem Fenster hängen und wanderte weiter, fast, als suche er etwas Bestimmtes.

Dann schwang er sich wieder in die Luft, sank an der Fassade des Hauses herab und landete schließlich zielsicher auf dem Sims eines halb offenstehenden Fensters.

Sekunden später war er im Inneren des Gebäudes verschwunden.

***

Der Krankenwagen bog mit kreischenden Reifen und blitzendem Rotlicht um die Ecke. Das Heulen der Sirene fegte die Straße vor ihm leer, so daß er mit beinahe ungeminderter Geschwindigkeit die Zufahrt zur Klinik hinaufpreschen konnte.

Im Inneren des Wagens bemühten sich ein junger Arzt und ein Krankenpfleger verzweifelt um das Leben des Patienten, der vor ihnen

auf der Bahre lag. Der Mann war noch nicht sehr alt – vielleicht fünfundzwanzig, allerhöchstens achtundzwanzig Jahre, und trotzdem würde er sterben. Er war zu schnell auf die Straße hinausgetreten und von einem Lastwagen angefahren worden, und es war eigentlich schon ein Wunder, daß in seinem zerschmetterten Körper überhaupt noch Leben war. Der Arzt wußte es, und der Krankenpfleger wußte es auch. Er hatte genug Unfallopfer gefahren, um zu spüren, wer zu retten war und wer nicht. Dieser junge Mann gehörte zur letzten Kategorie.

Trotzdem versuchten die beiden Männer alles in ihrer Macht stehende, um sein Leben zu retten. Sie hatten die Blutungen gestillt, so gut es ging, und die schlimmsten Verletzungen notdürftig verbunden. Durch einen dünnen Schlauch, der in einer Nadel in seiner Armvene endete, tropfte Infusionsflüssigkeit in seinen Blutkreislauf, und der Arzt zog mit raschen, aber sicheren Bewegungen eine weiße Wegwerfspritze auf.

»Adrenalin?« fragte der Pfleger.

Der Arzt nickte und stieß die Nadel in den Handrücken des Sterbenden. Er war seit genau zwei Tagen an diesem Krankenhaus, und dieser Mann war sein erster wirklich schwer verletzter Patient. Er wollte nicht, daß er starb. Er hatte nicht sieben Jahre studiert, damit ihm die Menschen unter den Händen starben.

»Das kann ihn umbringen«, sagte der Pfleger, während der Arzt langsam den Kolben der Spritze herunterdrückte.

»Ich weiß.« Die Stimme des Arztes klang gepreßt. »Aber wenn ich es nicht tue, ist er tot, ehe wir ihn in die Klinik gebracht haben. Wie lange dauert das denn noch?« Der Pfleger wandte sich im Sitzen um und warf einen Blick durch das schmale Sichtfenster zum Fahrerraum hin.

»Wir sind da«, sagte er. »Noch ein paar Meter.«

Der Wagen bremste. Aus der Klinik kamen ein halbes Dutzend Pfleger und Schwestern herübergelaufen. Die Tür wurde aufgerissen, kaum daß der Wagen richtig zum Stillstand gekommen war.

Die Männer und Frauen wußten genau, was sie zu tun hatten. Jeder Handgriff war tausend Mal geübt worden und saß perfekt. Die Trage wurde aus dem Wagen gehoben, auf ein Rollengestell gelegt und im Laufschritt durch die automatisch aufschwingenden Türen befördert, während sich der Arzt weiter um den Verwundeten kümmerte.

»In die Notaufnahme, rasch!« befahl er. Seine Worte wären nicht notwendig gewesen. Sie bewegten sich im Laufschritt weiter, liefen den Gang hinunter und erreichten nach wenigen Sekunden die Notaufnahme.

Das Herz des Mannes hörte im gleichen Moment auf zu schlagen, in dem sie ihn vorsichtig auf den Tisch legten.

Der Arzt fluchte ungehemmt, wirbelte herum und riß die weißen

Handgriffe des Elektroschockgerätes aus der Halterung. Er stieß eine Schwester beiseite, plazierte die Elektroden auf dem Brustkorb des Toten und drückte den Auslöser. Ein schwaches Summen erklang. Der Körper des Mannes bäumte sich kurz und hart auf und sank wieder zurück. Eine zweite Krankenschwester eilte herbei und befestigte Elektroden an Stirn und Handgelenken des Mannes. Über dem Bett begann eine ganze Batterie chromblitzender Apparate zu blinken und zu leuchten.

Der Arzt versuchte es abermals. Wieder bäumte sich der Körper vor ihm auf, als wäre noch Leben in ihm, aber es war nicht mehr als ein bloßer Reflex der Nerven. Der grüne Leuchtpunkt auf dem Bildschirm neben dem Bett bewegte sich nicht. Wo die gezackte Linie des Herzschlages sein sollte, war nur ein dünner, gerader Strich.

»Es hat keinen Sinn mehr, Doktor«, sagte jemand.

Der Arzt schüttelte wütend den Kopf und versuchte es ein drittes Mal. Dann warf er die Elektroden wütend zu Boden, beugte sich über den Toten und versuchte es mit Herzmassage. Aber auch diesmal blieb der Erfolg aus.

»Geben Sie es auf, Doc«, sagte eine Stimme. Der Arzt drehte sich um und erkannte den Krankenwagenfahrer. Der Mann war ihm gefolgt, ohne daß er es bemerkt hatte.

»Sie haben Ihr Bestes getan, aber dem armen Kerl war nicht mehr zu helfen«, fuhr er fort. »Glauben Sie mir – ich bin seit fünfundzwanzig Jahren in dem Job. Er war schon tot, als wir ihn eingeladen haben. Wir haben es nur nicht gemerkt.«

Der Arzt blieb sekundenlang reglos stehen. Sein Blick war starr auf einen imaginären Punkt irgendwo an der Wand gerichtet.

»Ich fürchte, Sie haben recht«, murmelte er tonlos. Sein Gesicht zuckte. Es fiel ihm sichtlich schwer, weiterzusprechen. »Bereiten Sie… alles Weitere vor. Ich benachrichtige die Angehörigen.« Er wandte sich mit einem Ruck um, stieß die Schwingtür mit dem Fuß auf und rannte den Flur hinunter.

Eine Schwester warf ihm einen fast mitleidigen Blick nach. »Sein erster Toter?«

Der Krankenwagenfahrer nickte. »Ja. Es ist immer ein Schock für diese armen Burschen. Sie kommen frisch von der Uni und haben eigentlich keine Ahnung, was sie erwartet. Aber er wird sich daran gewöhnen. Braucht ihr mich hier noch?«

Die Schwester schüttelte den Kopf, und der Mann entfernte sich.

Wenige Augenblicke später lag der Tote, unter einem weißen Leinentuch verborgen, auf einem Tisch neben der Tür, und der Raum hatte sich bis auf zwei Krankenschwestern geleert. Die Instrumente standen wieder dort, wo sie hingehörten, und bis auf die Gestalt unter dem Laken deutete nichts mehr darauf hin, daß hier vor Minuten ein

verzweifelter Kampf auf Leben und Tod ausgetragen worden war.

Eine der Schwestern ging zur Tür, legte die Hand auf den Lichtschalter und wartete, bis ihre Kollegin den Raum verlassen hatte. Sie löschte das Licht und wollte die Tür hinter sich zuziehen, stockte aber plötzlich und schaltete das Licht noch einmal ein, um sich neugierig umzusehen.

»Was ist?« fragte ihre Kollegin.

Die junge Frau zuckte zögernd mit den Achseln.

»Ich weiß es nicht«, murmelte sie. »Ich dachte, ich hätte ein Geräusch gehört.«

»Ein Geräusch? Hier?«

»Vielleicht eine Ratte oder…«

»Sei nicht albern, Sue. Das ist die modernste Klinik im Umkreis von fünfhundert Meilen. Das letzte, was du hier findest, ist eine Ratte. Du bist müde, das ist alles. Und jetzt komm. Unsere Schicht ist in zwanzig Minuten vorbei. Ich möchte ungern den Feierabend versäumen. Schon gar nicht wegen einer eingebildeten Ratte.« Sie lächelte spöttisch, zog die Tür mit einer entschlossenen Bewegung zu und gab ihrer Kollegin einen scherzhaften Stoß.

Die Schritte der beiden Frauen verklangen auf dem Korridor. In dem Krankenzimmer wurde es dunkel.

Das Geräusch, das die Schwester gehört hatte, wiederholte sich. Es war ein kratzendes Schaben, ein Laut, als scharrten winzige Krallen über den gefliesten Boden. Ein struppiger Schatten huschte unter einem Schrank hervor, bewegte sich zielstrebig auf die Bahre neben der Tür zu und sprang mit einem Satz auf das Kopfteil hinauf…

***

Das Zimmer war still bis auf das monotone Summen der Klimaanlage. Die Jalousien waren heruntergelassen, so daß schattiges Halbdunkel herrschte.

Der Mann auf dem Bett wirkte blaß. Seine linke Gesichtshälfte war hinter einem breiten, weißen Verband verborgen, und unter der Bettdecke ringelte sich ein durchsichtiger gelber Plastikschlauch hervor, der in einer Infusionsflasche über dem Kopfteil des Bettes endete. Der Patient war bei Bewußtsein – seine rechte Hand, sie anders als die Linke auf der Bettdecke lag und von einem breiten Pflaster verunziert wurde, zuckte leicht und regelmäßig, und das unverletzte Auge war ständig in Bewegung. Die Pupille schien ein wenig mehr geweitet als normal.

»Werfen Sie uns ruhig raus, wenn Sie Ihre Ruhe haben wollen«, sagte Damona. »Wir möchten Ihnen keineswegs auf die Nerven fallen.« Ihr Blick wanderte an dem chromblitzenden Bettgestell herab und blieb einen Moment an dem schmalen Pappschildchen mit den persönlichen

Daten des Mannes hängen. Randolph Scott, stand in kleiner, sauberer Handschrift darauf. Darunter das Geburtsdatum: 18.09.53. Nicht einmal dreißig Jahre…. Damona fühlte sich in wenig schuldig. Der Mann lag an ihrer Stelle hier. Der Anschlag hatte ihr gegolten, und es war nicht das erste Mal, daß ein Unschuldiger an ihrer Stelle einem Anschlag zum Opfer gefallen war.

»Sie… stören nicht, Miß King«, antwortete Scott. Seine Stimme klang dünn – vielleicht eine Wirkung der Medikamente, mit denen er vollgepumpt worden war. Vielleicht stand er auch noch unter Schock. »Im Gegenteil. Ich … bin froh, daß ich nicht allein bin.«

Damona lächelte. Sie hatte Erkundigungen über Scott eingezogen, während sie am Morgen auf Mike gewartet hatte. Der junge Mann hatte niemanden mehr – keine Verwandten, keine Freundin, nichts.

Wahrscheinlich war er tatsächlich froh, daß überhaupt jemand bei ihm war, und sei es nur ein alter Polizist und die Frau, an deren Stelle er hier lag. »Wie lange…«, fuhr er stockend fort, »muß ich hierbleiben?«

»Ein paar Tage«, antwortete Damona ausweichend. »Sie haben Glück gehabt. Eigentlich könnten Sie gleich wieder gehen, aber ich habe dafür gesorgt, daß ein Spezialist herkommt und sich Ihr Auge ansieht.«

Sie spürte sofort, daß ihre Worte nicht übermäßig geschickt gewählt gewesen waren. Scott zuckte sichtlich zusammen, griff mit der Hand an den Verband über seinem Auge und setzte sich erschrocken auf. »Was ist damit?« fragte er.

Damona winkte ab. »Nichts Ernstliches«, sagte sie schnell. »Aber ich möchte sichergehen. Schließlich bin ich nicht so ganz… unschuldig an dem, was Ihnen zugestoßen ist, Mister Scott.«

Ihre Worte schienen Scott zu beruhigen. Aber er blieb aufrecht sitzen und musterte sie aus seinem unverletzten Auge mit neu erwachter Neugier.

»Sie meinen, das war so eine Art… Anschlag?« fragte er.

Damona nickte. »Ich fürchte, ja. Und«, fügte sie nach kurzem Zögern hinzu, »ich fürchte, es wird nicht der letzte gewesen sein. Deshalb bin ich auch hier. Ich und ein Dutzend Polizisten draußen auf dem Gang und unten in der Vorhalle.«

Scott schwieg einen Moment. »Sie meinen, wer dafür verantwortlich ist, wird nachsehen, ob ich noch lebe.«

»Ich«, verbesserte Damona. »Er kann nicht ahnen, daß Sie an meiner Stelle hier liegen. Aber keine Sorge – Sie sind hier sicher. Die ganze Etage steht unter ständiger Beobachtung. Niemand, der nicht hierhergehört, kommt auch nur in die Nähe.«

Scott grinste säuerlich. »Ich bin also so eine Art Lockvogel.«

»Wenn Sie so wollen – ja«, antwortete Damona. »Aber Sie sind nicht

in Gefahr, glauben sie mir. Selbst, wenn es jemandem gelänge, bis hierher vorzudringen – was unmöglich ist –, würde er Ihnen nichts tun.«

Sie wollte noch mehr sagen, aber in diesem Moment wurde die Tür einen Spaltbreit geöffnet, und ein uniformierter Polizist steckte den Kopf herein. »Miß King? Inspektor Murray möchte Sie sprechen.«

Damona stand auf, entschuldigte sich mit einem Lächeln bei Scott und verließ rasch das Zimmer. Murray erwartete sie auf dem Gang, »Wie geht es ihm?« fragte er.

»Scott? Gut, den Umständen nach. In ein paar Tagen ist er wieder auf den Beinen. Ich werde dafür sorgen, daß er zwei Wochen bezahlten Urlaub und ein anständiges Schmerzensgeld bekommt. Ich glaube nicht, daß er über das redet, was er erlebt hat.« Murray nickte erleichtert. »Um die anderen kümmere ich mich«, sagte er. »Aber deswegen habe ich dich nicht rufen lassen. Ich… muß weg. Leider, aber ich hoffe, daß ich in ein paar Stunden wieder hier sein kann.«

Damona deutete mit einer Kopfbewegung auf die beiden Polizeibeamten, die rechts und links der Aufzugtüren Wache hielten. »Ich bin ja in festen Händen«, sagte sie lächelnd. »Außerdem glaube ich kaum noch daran, daß irgend jemand kommt. Das Risiko wäre zu groß. Geh ruhig. Ich werde noch ein paar Minuten bei Scott bleiben und dann ebenfalls nach Hause gehen.« Sie gähnte demonstrativ.

»Allmählich werde ich auch müde, weißt du. Eine Nacht lang Schlaf…«

»Ich schicke dir einen Wagen«, bot Murray an.

»Nicht nötig, Ben. Ich werde ein Taxi nehmen. Das ist wenigstens sicherer.«

Ben lächelte noch einmal, wandte sich um und betrat die Liftkabine. Damona wartete, bis der Aufzug losgefahren war und ging in Scotts Zimmer zurück.

***

Über die Tür blinkte eine kleine, rote Lampe. Ein durchdringender Summton störte die Stille in der jetzt leeren Aufnahmestation, aber niemand schien davon Notiz zu nehmen. Die Gänge waren, wie immer, wenn niemand im Notaufnahmezimmer lag, verlassen, und selbst der kleine, verglaste Schalter am Ende des Korridors, der nach der Dienstvorschrift normalerweise ununterbrochen besetzt sein sollte, war leer.

Aber das Licht flackerte weiter.

Zwei, drei Minuten vergingen, ohne daß jemand von der blinkenden Lampe Notiz genommen hätte. Schließlich öffnete sich die schmale Tür der Damentoilette am entgegengesetzten Ende des Flures, und eine Krankenschwester trat hinaus. Das Schminktäschchen in ihrer

Hand und die frisch nachgezogenen Lidschatten zeigten deutlich, womit sie die letzte Viertelstunde verbracht hatte. Sie zog die Tür hinter sich zu, ging ein paar Schritte in Richtung Schalter und stutzte, als sie das flackernde Licht bemerkte. Sie blieb stehen, betrachtete die blinkende Lampe zwei, drei Sekunden lang und runzelte die Stirn. Ihre Schicht hatte vor einer knappen Stunde begonnen, und sie hatte routinemäßig wie jeden Morgen jedes einzelne Zimmer rechts und links des Korridores kontrolliert. Hinter der Tür, über der das Licht glomm, lag nur ein Toter, das wußte sie.

Sie schüttelte den Kopf, ging rasch zu ihrem Platz zurück, um ihr Schminktäschchen hinter der Theke zu verbergen, räumte mit schnellen Bewegungen den Liebesroman, in dem sie geschmökert hatte, beiseite und eilte dann zur Notaufnahme hinüber. Vielleicht hatte einer der Ärzte etwas dort vergessen und benutzte nun den Rufknopf, um sie zu holen.

Das Zimmer war dunkel, als sie die Tür öffnete. Sie blieb einen Moment auf der Schwelle stehen, tastete mit der Linken nach dem Lichtschalter und wartete, bis die Neonleuchten unter der Decke aufgeflammt waren.

Der Raum war leer.

Die Schwester schüttelte verwirrt den Kopf, stieß die Tür ganz auf und trat einen Schritt in das weißgekachelte Zimmer hinein. Die Apparate und Instrumente waren tot, und durch die halbgeschlossenen Jalousien drangen schmale, flirrende Streifen gelben Sonnenlichtes herein. Aber in dem Zimmer war niemand, der den Rufknopf hätte drücken können.

Niemand, außer…

Das Herz der jungen Frau schien einen Schlag zu überspringen und dann schneller und schmerzhafter weiterzuhämmern, als sie das Geräusch hinter sich hörte. Es war ein Laut, als würde ein Tuch von einem Körper heruntergezogen, winzige Laute, wie sie entstehen, wenn sich ein Mensch in seinem Bett aufrichtet und die Wäsche zurückstreift. Der Laut kam von irgendwo hinter ihr… und sie kannte die Einrichtung des Raumes gut genug, um zu wissen, woher genau. Das Geräusch kam von der Bahre hinter ihr, der Bahre direkt neben der Tür, auf der normalerweise die Toten aufgebahrt wurden. Der Bahre, auf der das Unfallopfer von heute morgen lag!

Die Schwester fuhr mit einem halberstickten Aufschrei herum, prallte zurück und schlug entsetzt die Hände vor den Mund.

Die Leiche bewegte sich. Bleiche, blutleere Hände griffen nach dem Rand des Lakens, krallten sich in das weiße Leinen und zogen es, Zentimeter für Zentimeter, als bereite ihnen die Aufgabe unendliche Mühe, vom Gesicht des Toten herunter.

Seine Augen waren geöffnet. Der Blick war leer, aber die Augäpfel

bewegten sich hektisch hin und her, und aus dem schmalen, blutleeren Mund kam ein leises, schmerzerfülltes Stöhnen.

Die Krankenschwester wich Schritt für Schritt von der Bahre zurück. Ihre Gedanken überschlugen sich. Sie hatte den Tagesbericht gelesen, als sie ihren Dienst angetreten hatte, und sie wußte, daß der Mann tot war, schon seit Stunden.

Und trotzdem bewegte er sich…

Allmählich begann das logische Denken der Schwester wieder die Oberhand zu gewinnen. Mühsam riß sie sich von dem grausigen Anblick los, eilte zum Telefon und wählte hastig die Nummer des diensthabenden Notarztes. Es schien Ewigkeiten zu dauern, bis sich jemand meldete.

»Doktor Miller?« fragte die Schwester aufgeregt. »Hier Schwester Clerk, Notaufnahme. Können Sie… bitte herunterkommen?«

»In die Notaufnahme? Aber wir haben doch im Moment…«

»Bitte, Doktor!« drängte die Schwester. »Ich glaube, ich habe hier einen… Scheintoten.«

Der Arzt schwieg eine halbe Sekunde. »Reden Sie keinen Unsinn Schwester«, sagte er dann. »Das Zeitalter der Scheintoten ist schon…«

»Aber er lebt!« keuchte die Schwester. Die Geräusche hinter ihr waren lauter geworden. Es hörte sich an, als schwänge der Mann die Beine von der Liege. Aber sie wagte es nicht, sich herumzudrehen.

»Bitte, Doktor. Er…«

Die Schwester beendete den Satz nie. Etwas Kaltes, Hartes berührte ihre Schulter, kroch an ihrem Hals hinauf und legte sich auf ihr Gesicht. Sie keuchte, ließ den Telefonhörer fallen und versuchte zur Seite zu springen, aber es ging nicht. Eine zweite Hand legte sich von hinten um ihren Hals, drückte mit unbarmherziger Kraft zu und zwang sie auf die Knie herab. Eine eiskalte, trockene Hand. *Die Hand eines Toten!*

Die Schwester hatte genug Leichen gesehen und auch berührt, um zu wissen, wie sich die Haut eines Toten anfühlte. Und dies war nicht die Haut eines Lebenden…

***

Damona zog die Tür leise hinter sich zu, trat einen Schritt auf den Gang hinaus und strich sich müde über die Augen. Der Spezialist, den sie angefordert hatte, war gekommen, und sie war im Moment dort drinnen mehr als überflüssig. Vielleicht, überlegte sie, wäre es wirklich das Klügste, wenn sie sich ein Taxi rufen und nach Hause fahren würde. Die schlaflose Nacht begann ihren Tribut zu fordern.

Sie nickte dem Posten, der auf einem unbequemen dreibeinigen Hocker neben der Tür saß und vor sich hindöste, grüßend zu, ging mit raschen Schritten zum Lift und drückte den Rufknopf. Neben der

verchromten Stahltür glomm ein kleines grünes Licht auf. Die Kabine kam.

Es dauerte nur wenige Augenblicke, bis die Lampe erlosch und die Lifttüren mit leisem Zischen auseinanderglitten.

Die Kabine war nicht leer. An der Rückwand lehnte ein Mann.

Und vor ihm auf dem Boden hockte ein kleines, schwarzes, vogelähnliches Ding mit nadelscharfem Schnabel, winzigen, rotglühenden Knopfaugen und ledrigen Fledermausflügeln.

Damona war von dem Anblick so gelähmt, daß sie die zweite, größere Gefahr beinahe zu spät registrierte.

Der Mann machte einen Schritt auf sie zu, grapschte mit dürren, verkrümmten Fingern nach ihrem Hals und stolperte haltlos vorwärts, als Damona im letzten Moment zur Seite wich. Sie sprang zurück, bis sie mit dem Rücken gegen die Wand stieß, sah sich gehetzt um und zog im letzten Moment den Kopf ein. Ein winziger, geflügelter Schatten stieß auf sie herab, versuchte sich in ihren Haaren festzukrallen und schlug mit den Schwingen nach ihrem Gesicht.

Damona duckte sich, hieb blind nach dem Monstervogel und wich gleichzeitig, dicht an die Wand gepreßt, zurück. Hinter ihr entstand ein wilder Tumult, als die beiden Polizisten, die herbeigeeilt waren, um ihr zu helfen, in ein Handgemenge mit dem Angreifer verwickelt wurden.

Sie hatten nicht die Spur einer Chance. Der Mann kämpfte mit der Kraft eines Wahnsinnigen. Er packte einen der beiden Beamten, hob ihn wie ein Spielzeug hoch und schleuderte ihn gegen die Wand.

Dann bückte er sich, riß dem zweiten die Füße unter dem Leib weg und versetzte ihm einen Hieb, der ihn bewußtlos zurücksinken ließ.

Der ganze Kampf dauerte nicht länger als drei, vier Sekunden.

Damona wich mit einem halberstickten Keuchen zurück. Das war kein normaler Mensch! Der Mann war tot! Ein Zombie, durch einen dämonischen Zauber am Leben erhalten. Und er war hier, um sie zu töten!

Als wären ihre Gedanken ein Stichwort für den Unheimlichen gewesen, richtete er sich auf und kam mit lose pendelnden Armen auf sie zu. Er bewegte sich nicht sehr schnell, aber jeder seiner Schritte war so voller Kraft und unaufhaltsamer Energie, daß Damona einfach wußte, daß es nichts gab, was dieses Wesen stoppen konnte.

Der Vogel war irgendwo hinter ihr, aber er griff jetzt nicht mehr an, sondern schien sich darauf zu beschränken, den Kampf zu beobachten und den Untoten mit seinen spitzen, krächzenden Schreien anzufeuern.

Damona wich langsam weiter zurück. Ihre Hand glitt in die Tasche, umklammerte den Kolben der Luger und zog die Waffe langsam hervor. Aber sie zögerte noch abzudrücken.

Der Zombie blieb stehen. Der Blick seiner leeren, erloschenen Augen saugte sich für einen Moment an der Waffe in Damonas Hand fest. Dann ging er mit langsamen, wiegenden Schritten weiter.

Damona drückte ab.

Der Schuß krachte in dem langen, leeren Gang wie ein Kanonenschlag. Der Zombie taumelte zurück, kämpfte einen Herzschlag lang mit wild rudernden Armen um sein Gleichgewicht und fiel dann mit dumpfem Krachen nach hinten. In der Brust seines zerschlissenen Hemdes war plötzlich ein kleines, dunkles Loch.

Der Vogel stieß einen wütenden Schrei aus und begann unter der Decke des Ganges zu kreisen. Damona hatte plötzlich das Gefühl, von einer eisigen, unsichtbaren Hand gestreift zu werden. Irgend etwas Körperloses, Kaltes, ein Gefühl wie ein eisiger Windhauch, ging von der geflügelten Scheußlichkeit aus und floß zu dem reglos daliegenden Toten hinüber.

Und dann bewegte sich die Leiche…

Ihre Hände zuckten. Mühsam, als bereite ihr die Bewegung unendliche Anstrengung, öffnete sie die Augen, blinzelte einen Moment orientierungslos zur Decke hinauf und stemmte sich dann auf Hände und Knie hoch.

Damona reagierte, ohne zu denken. Sie fuhr herum, sprang mit einem Satz über den Zombie hinweg und rannte auf die Aufzugkabine zu. Hinter ihr stand der Untote langsam auf, bewegte ein paarmal den Kopf, als müsse er erst mit einer Benommenheit fertig werden, und setzte dann zur Verfolgung an.

Damona warf sich mit einem Satz in die Liftkabine und schlug mit der Faust auf den Schließknopf.

Nichts geschah.

Damona fuhr entsetzt herum. Ihr Blick huschte über die Schalttafel. Die Lichter waren erloschen. Die Kabine war tot.

Ein heller, krächzender Schrei wehte vom Gang herein. Damona fuhr abermals herum, feuerte blind auf den herantorkelnden Zombie und wandte sich dann wieder der Tafel zu.

Der rote Schalter des Notstops stand in der Aus-Stellung. Das Ungeheuer hatte ihn herumgelegt, als die Kabine angehalten hatte! Damona schlug den Schalter verzweifelt nach oben, preßte den Daumen auf den Knopf für das Erdgeschoß und wich, die Pistole schußbereit in der Hand, an die Rückwand der Kabine zurück.

Die Türen begannen sich mit quälender Langsamkeit zu schließen.

Eine verkrümmte Klaue erschien in dem enger werdenden Spalt, kratzte über das verchromte Metall und zog sich zurück, als Damona mit dem Lauf der Waffe danach schlug.

Die Türen schlossen sich. Die Liftkabine ruckte an und fuhr los.

Die leuchtende Vier über der Tür erlosch, wurde von der Drei

abgelöst, dann von der Zwei — und dann kam der Aufzug mit einem Ruck, der Damona von den Füßen riß, zum Stehen!

***

Kenwood erwachte, als ihn eine Hand an der Schulter berührte. Er hatte geschlafen, trotz der Aufregung und des Chaos, das in seinen Gedanken herrschte, aber es war kein erholsamer Schlaf gewesen. Er war von Alpträumen und Fieberphantasien geplagt worden, so daß er beinahe froh war, geweckt zu werden.

»Stehen Sie auf, Charles«, sagte Smith' Stimme über ihm.

Kenwood stemmte sich mühsam hoch, schwang die Beine vom Bett und blinzelte ein paarmal.

»Ist es… schon soweit?« fragte er stockend. Sein Blick glitt unwillkürlich zum Fenster. Smith hatte gesagt, daß sie Minotti bei Anbruch der Dunkelheit hochnehmen würden. Aber draußen herrschte noch heller Tag.

»Wir müssen unsere Pläne ändern«, sagte Smith, als er seinen Blick bemerkte. »Sie werden gleich jetzt losfahren, Charles. Soweit ich informiert bin, öffnet Minottis Club gegen Mittag.«

Kenwood nickte, stand vollends auf und klaubte sein Jackett von der Stuhllehne, über das er es geworfen hatte. »Das stimmt«, sagte er. »Aber…«

»Nichts aber«, fiel ihm Smith ins Wort. Seine Stimme klang nervös.

Kenwood sah irritiert auf. Smith hatte eine Menge von seiner Selbstsicherheit verloren, fand er. Während er geschlafen hatte, mußte irgend etwas geschehen sein… »Sie werden mit Ihren Männern hinfahren und die Sache erledigen«, befahl Smith scharf.

Kenwood nickte. »Wie Sie meinen. Sie sind der Boß.«

Auf Smith' Gesicht erschien ein dünnes, humorloses Lächeln. »Das stimmt, Charles«, sagte er. »Vergessen Sie es niemals.« Er wandte sich um, öffnete die Tür und gab Kenwood mit der Hand ein Zeichen, ihm zu folgen.

Sie überquerten den Gang und betraten ein anderes Zimmer. Offenbar hatte Smith das gesamte Hotel unter seine Kontrolle gebracht.

Kenwood unterdrückte ein Schaudern, als er die stummen, reglosen Gestalten sah, die wie menschengroße Puppen an einer der Seitenwände aufgereiht waren. Ein leichter, süßlicher Geruch lag in der Luft. Verwesungsgeruch.

»Sie fahren gleich los«, sagte Smith. »Sie nehmen Ihren Wagen. Minotti kennt ihn und wird sich nichts dabei denken, wenn Sie damit vorfahren. Aber benutzen Sie Seitenstraßen. Sie können es sich nicht leisten, aufzufallen.«

»Und was mache ich, wenn ich doch…«

»Das darf nicht geschehen«, fiel ihm Smith ungeduldig ins Wort.

»Verlassen Sie sich nicht darauf, daß ich Ihnen helfen werde, Charles. Ich werde das Hotel kurz nach Ihnen verlassen und irgendwann im Laufe des Tages wieder bei Ihnen auftauchen. In der Zwischenzeit sind Sie auf sich allein gestellt. Wenn Sie der Polizei in die Hände fallen, werden Sie sich schon selbst eine plausible Erklärung dafür einfallen lassen müssen, warum Sie mit einem Wagen voller Leichen durch die Gegend fahren. Mich gibt es offiziell gar nicht. Aber wenn Sie vorsichtig sind, kann Ihnen nichts geschehen. Und nun kommen Sie. Wir haben keine Zeit zu verlieren.«

Er ging zum Fenster, öffnete es und klatschte zweimal in die Hände. Zwei, drei Sekunden lang geschah gar nichts. Dann huschten eine Anzahl kleiner, dunkler Schatten durch das Fenster herein und ließ sich auf dem Tisch nieder.

Kenwood schluckte mühsam. Er wußte nicht, was ihm mehr Unbehagen einflößte – die Toten, oder diese kleinen, häßlichen Vögel.

Es waren sechs – fünf für jeden der Toten und einen für ihn selbst, wie er mit plötzlichem Schrecken feststellte. Fast, als würde Smith jedem von ihnen einen Begleiter mitgeben wollen.

Kenwood fror plötzlich. Irgend etwas Unsichtbares, Kaltes schien sich plötzlich in dem winzigen Zimmer auszubreiten.

Und dann erwachten die Toten einer nach dem anderen zum Leben. Sie richteten sich auf, bewegten die Hände und blinzelten wie Menschen, die aus einem tiefen Schlaf erwachten. Smith hob die Hand, und die fünf lebenden Leichname bewegten sich in einer stummen Prozession auf die Tür zu.

»Gehen Sie, Charles«, sagte er ungeduldig. »Ich werde in zwei, spätestens drei Stunden zu ihnen stoßen. Bis dahin muß alles erledigt sein. Ich verlasse mich darauf.«

Die Drohung, die in seinen letzten Worten mitschwang, ließ Kenwood frösteln.

***

Zuerst begriff Damona nicht so richtig, was überhaupt geschehen war. Der Schlag war so hart, als wäre die Liftkabine aus großer Höhe herabgestürzt und auf massiven Betonboden gefallen. Das Licht flackerte, und für einen Moment drang ein bedrohliches Knirschen und Ächzen aus dem Schacht über ihr herab. Dann war Stille.

Sie stand auf, hielt sich – in Erwartung einer zweiten Erschütterung – an der Kabinenwand fest und sah sich verwirrt um. Die beiden Lichter der Kontrolltafel waren erloschen, und über der Tür flackerten abwechselnd die beiden Ziffern eins und zwei. Die Kabine mußte genau zwischen zwei Stockwerken zum Stehen gekommen sein. Und eigentlich gab es nur eine einzige logische Erklärung dafür: Ihr

Verfolger hatte das einzig Richtige getan und die Schaltung des Aufzuges zerstört. Der entstehende Kurzschluß hatte die Liftanlage sofort stillgelegt.

Damona sah sich unschlüssig in der winzigen Kabine um. Der Killer würde sich kaum damit zufrieden geben, sie hier gefangen zu setzen. Wahrscheinlich war er jetzt bereits auf dem Weg nach unten, um irgendwie an sie heranzukommen. Und sie saß hier hilflos zwischen zwei Stockwerken eingeklemmt…

Sie steckte die Waffe weg, rüttelte einen Moment ohne viel Hoffnung an der blockierten Tür und stellte sich dann auf die Zehenspitzen. Der Aufzug besaß einen Notausgang an der Decke. Mit etwas Glück konnte sie vom Dach der Kabine aus zur nächsten Etage hinaufgelangen.

Ein sanfter Ruck ging durch den Boden. Damona schrak zusammen. Die Lichter auf der Schalttafel flackerten. Wieder ertönte dieses dumpfe, warnende Knirschen, und dann sackte die Kabine fünf, zehn Zentimeter durch und kam mit einem Ruck wieder zum Stehen. Damona begriff mit plötzlichem Schrecken, was ihr Gegner vorhatte. Er hantierte irgendwo über ihr an den Schaltungen und versuchte die Kabine zum Absturz zu bringen!

Damona verdoppelte ihre Anstrengungen. Die Luke ging ruckend auf, klemmte und schlug dann mit einem schmetternden Krach zurück. Damona federte kurz in den Knien ein, sprang mit ausgestreckten Armen nach dem Lukenrand und klammerte sich fest. Sie zog sich hoch, blieb einen Moment auf Händen und Knien auf dem Dach der Liftkabine hocken und stand dann auf. Der Liftschacht war eng und schmutzig; nackter Beton, in den die pendelnden Stahltrossen weiße Linien gegraben hatten, von oben, vom Dach her, drang trübe Helligkeit in den kaum anderthalb Meter breiten Schacht. Sie wich an die Wand zurück, drehte sich einmal um ihre Achse und seufzte enttäuscht. Die Schachttür lag mehr als zwei Meter über ihr; unerreichbar.

Wieder ging ein tiefes, mahlendes Knirschen durch den Schacht.

Die fingerdicken Stahltrossen, an denen die Kabine hing, strafften sich mit einem Ruck, und der ganze Aufzug sackte um mehrere Zentimeter nach unten.

Aber diesmal hörte das Zittern nicht auf. Von oben drang ein helles, zischendes Geräusch zu ihr herab, dann regneten blaue Funken durch den Schacht, und die Luft stank plötzlich durchdringend nach verschmortem Gummi. Die Kabine unter ihren Füßen vibrierte, hüpfte wie ein bockendes Pferd und stürzte dann warnungslos in die Tiefe.

Damona handelte, ohne zu denken. Sie warf sich nach vorne, klammerte sich an eine der Stahltrossen und versuchte gleichzeitig, dem wie irr vor ihr herunterrasenden Haltekabel auszuweichen. Ein ungeheurer Ruck ging durch ihre Arme. Sie schrie vor Schmerz und

Schrecken auf, als das Kabel für den Bruchteil einer Sekunde ihr Bein berührte. Der rasende Stahldraht schnitt wie ein Skalpell durch den Stoff ihrer Hose und zerriß ihre Haut. Sie pendelte zurück, prallte gegen die Wand und verlor um ein Haar den Halt. Irgendwo, wie es ihr vorkam, Meilen unter ihr, krachte die Liftkabine auf den Kellerboden und zerbarst.

Für Sekunden konzentrierte sich Damona, einzig darauf, an dem eingefetteten Drahtseil nicht den Halt zu verlieren. Sie klammerte sich verzweifelte fest, schlang ein Bein um das Tau und rang mühsam nach Luft. Vorsichtig öffnete sie die Augen, legte den Kopf in den Nacken und blinzelte nach oben.

An der Schachtwand war ein heller Spalt entstanden. Ein dunkler Umriß schob sich in den Schacht, verharrte einen Moment und verschwand dann wieder. Dann huschte etwas Kleines, Schwarzes herein und verschmolz mit der Dunkelheit.

Damona begann langsam nach unten zu klettern. Das straff gespannte Stahlseil schnitt wie ein glühendes Messer in ihre Handflächen, und mehr als nur einmal drohte sie den Halt zu verlieren. Der Boden lag nicht mehr als fünf oder sechs Meter unter ihr, aber die Trümmer der zerschmetterten Liftkabine reckten sich ihr wie kleine, gierige Dolche entgegen. Ein Sturz aus dieser Höhe war tödlich. Sie würde wie ein übergroßer Schmetterling auf einem der scharfzackigen Trümmerstücke aufgespießt werden.

Irgend etwas berührte sie an der Schulter, strich über ihre Wange und verschwand wieder.

Der Vogel!

Die Bestie war ihr in den Schacht gefolgt, um sich davon zu überzeugen, daß sein Opfer auch wirklich tot war…

Damona kletterte schneller. Der Schacht war zu dunkel, um den Monstervogel sehen zu können, aber sie hörte das leise, flappende Geräusch seiner Flügel. Er kreiste irgendwo über ihr, berührte kurz die jetzt schlaffen Stahlseile und stieß dann mit einem wütenden Krächzen herab.

Damona zog unwillkürlich den Kopf ein, um ihr Gesicht vor den messerscharfen Krallen des Ungeheuers zu schützen.

Der Vogel krallte sich in ihr Haar, schlug wütend mit den Flügeln und hackte mit dem Schnabel nach ihren Augen. Sie löste die Linke von ihrem Halt, hieb nach dem Vogel und warf verzweifelt den Kopf hin und her. Aber der Vogel ließ sich nicht abschütteln. Immer wieder hackte er nach Damonas Gesicht, und eigentlich war es ein Wunder, daß sein mörderischer Schnabel Damona nicht wirklich verletzte.

Sie kletterte weiter, versuchte die kreischende Bestie über sich zu ignorieren und stieg Hand über Hand weiter nach unten. Schließlich ertastete ihr Fuß Widerstand. Sie ließ sich das letzte Stück am Seil

entlangrutschen, prallte auf irgend etwas Hartem, Spitzem auf und verlor das Gleichgewicht. Sie fiel gegen die Wand, glitt an dem rauhen Beton herunter und hielt sich verzweifelt an einer Metalltrosse fest. Ein scharfkantiger, gebogener Metallsplitter schrammte über ihre Schulter und hinterließ eine lange, brennende Kratzwunde. Der Höllenvogel wurde durch den Ruck von ihr heruntergerissen und verschwand krächzend zwischen den Trümmern.

Damona richtete sich keuchend auf. Sie hockte auf dem Dach der Liftkabine – oder was davon übrig war. Der massive Metallkasten war wie eine leere Konservendose zusammengestaucht und zerborsten. Die Türen waren durch die ungeheure Wucht des Aufschlages aus der Halterung gerissen und nach außen geschleudert worden, und der trüb erleuchtete Kellergang, der vor der gezackten Öffnung sichtbar war, war in weitem Umkreis mit Trümmerstücken übersät.

Von irgendwo weiter hinten waren trappelnde Schritte und ein Durcheinander aufgeregter Stimmen zu vernehmen.

Damona ließ sich behutsam durch die zerschmetterte Dachluke ins Innere der Kabine gleiten und verließ kriechend die Kabine. Sie war in einem der Kellergeschosse – die Wände waren hier nackt und kahl wie die des Liftschachtes, und unter der Decke liefen schenkeldicke, buntgestrichene Rohre entlang.

Sie stand auf, blieb einen Moment nach Atem ringend stehen und wandte sich dann widerstrebend um, um nach dem Vogel zu sehen.

Der Absturz war nicht unbemerkt geblieben. Die Stimmen und Schritte hinter ihr bewiesen, daß bereits eine Hilfsmannschaft unterwegs war. Es würde ihr schwer genug fallen, glaubhaft zu erklären, wie sie den Absturz ohne größere Verletzungen überstanden hatte.

Den Höllenvogel durfte niemand zu Gesicht bekommen.

Sie zog die Waffe aus der Jacke, entsicherte sie und bückte sich, um unter der eingedrückten Tür noch einmal in die Kabine hineinzugehen.

Im ersten Moment sah sie nichts. Ihre Augen hatten sich bereits an die vage Helligkeit draußen auf dem Kellergang gewöhnt, und es dauerte einige Sekunden, bevor sie mehr als formlose Schatten und beißenden Qualm wahrnehmen konnte.

Ein leises, kratzendes Geräusch klang an ihr Ohr.

Damona fuhr herum, riß die Luger empor – und erstarrte. Sie hatte schon Dinge gesehen, bei denen so mancher ›gestandene Mann‹ grün im Gesicht geworden war, aber der Anblick jagte selbst ihr einen eisigen Schauer über den Rücken. Der Vogel war wie sie auf die Trümmer der Kabine herabgestürzt, aber er hatte weniger Glück gehabt. Einer seiner Flügel stand in unnatürlichem Winkel vom Körper ab und schien gebrochen zu sein. Ein langer, dreieckiger Stahlsplitter,

aus der Wand der Kabine herausgebrochen und wie ein gefährlicher schimmernder Speer nach oben gereckt, hatte seinen Körper der Länge nach durchbohrt und war zwischen den Schulterblättern wieder hervorgetreten. Schwarzes, zähflüssiges Blut sickerte aus der schrecklichen Wunde und sammelte sich am Boden zu einer allmählich größer werdenden Lache. Für einen winzigen Moment empfand Damona selbst für diese Ausgeburt der Hölle nichts anderes mehr als Mitleid.

Aber das Gefühl schwand rasch, der Vogel lebte noch. Und so grauenhaft seine Verletzung sein mochte – stemmte sich mit der unverletzten Schwinge gegen die Wand, suchte mit den winzigen Krallen nach Halt und zog seinen Körper Stück für Stück nach oben…

Damona verzog angeekelt das Gesicht, hob die Waffe und zielte sorgfältig.

Aber sie kam nicht dazu, abzudrücken. Eine kalte, unmenschlich starke Hand packte sie an der Schulter und riß sie aus der Kabine.

Sie stolperte, duckte sich instinktiv und entging im letzten Augenblick einem wütenden Faustschlag.

Der Zombie! zuckte es durch ihre Gedanken. Das Wesen hatte die Zeit, die sie im Aufzugschacht gefangen gewesen war, genutzt, um hier herunter zu kommen. Und er schien entschlossen, das einmal begonnene Werk endgültig zu Ende zu führen.

Sie riß sich mit aller Gewalt los, schmetterte dem Untoten den Pistolenkolben ins Gesicht und trat ihm mit aller Macht vor die Kniescheibe. Der Zombie stolperte, suchte nach Halt und fiel schwerfällig auf Hände und Knie herab.

Aber es war nur eine kurze Atempause. Anders als ein menschlicher Gegner kannte das Wesen weder Schmerz noch Erschöpfung.

Und es schien so gut wie unverwundbar zu sein. Das schwarze Loch in seiner Hemdbrust war noch da, wo ihn die erste Kugel getroffen hatte, aber im Gegensatz zu fast allen anderen Dämonen, auf die Damona bisher gestoßen war, schien er selbst gegen die Geschosse aus geweihtem Silber immun zu sein.

Sie sah sich verzweifelt nach einem Fluchtweg um. Der Gang verlief in beide Richtungen geradeaus, und es gab nicht das kleinste Versteck, nicht die winzigste Deckung, hinter der Damona sich hätte verbergen können, bis Hilfe eintraf. Sie wich zurück, schoß noch einmal auf den Zombie – weniger aus Hoffnung, ihn wirklich zu verletzten, als vielmehr, um durch den Lärm Hilfe herbeizurufen – und wandte sich dann verzweifelt zur Flucht.

Der Zombie folgte ihr weniger schnell, aber unaufhaltsam und tödlich wie eine programmierte Maschine. Und er würde nicht eher aufgeben, bis er seine Aufgabe erfüllt hatte.

Damona begriff plötzlich, daß das Wesen sie bis ans Ende der Welt

verfolgen würde, wenn es ihr nicht gelang, es irgendwie auszuschalten.

Sie hetzte weiter, erspähte eine Tür in der Gangwand und warf sich blindlings hindurch. Dahinter lag ein hoher, taghell erleuchteter Raum, der mit Maschinen, Kesseln und Rohrleitungen bis unter die Decke vollgestopft war. Vielleicht der Heizungskeller der Klinik. Sie warf die Tür zu, suchte vergebens nach einem Schloß oder Riegel und stolperte schweratmend weiter. Wenn der Raum keinen zweiten Ausgang hatte, saß sie in der Falle.

Sie rannte los, duckte sich hinter ein mannsdickes Rohr und starrte gebannt zur Tür. Es dauerte nur wenige Sekunden, bis der Zombie unter dem Durchgang erschien. Er bewegte sich langsam, als hätte er alle Zeit der Welt, der Gang eines Jägers, der sich seines Opfers vollkommen gewiß ist. Ein paar Sekunden lang blieb er reglos unter der Tür stehen, blickte aus seinen erloschenen Augen erst nach rechts, dann nach links und bewegte sich dann unsicher in den Raum herein. Hinter ihm schleppte sich ein zweiter, winziger Schatten in den Keller.

Der Vogel.

Er konnte nicht mehr fliegen. Der gebrochene Flügel hing wie ein schlaffes, nutzloses Gewicht an seinem zerrissenen Leib, und eine breite, glitzernde Spur schwarzen Blutes markierte seinen Weg.

Aber er lebte noch.

Damona unterdrückte den Impuls, die Waffe zu heben und das Ungeheuer zu erledigen. Es nutzte ihr nichts, wenn sie sich den ungefährlicheren Gegner vom Halse schaffte und dadurch die Aufmerksamkeit des Gefährlicheren auf sich zog. Nein – sie mußte Geduld haben. Der Zombie bewegte sich langsam tiefer in den Raum hinein. Mit etwas Glück entfernte er sich weit genug von der Tür, um ihr Gelegenheit zur Flucht zu geben.

Aber ihr Vorrat an Glück schien an diesem Tage begrenzt zu sein.

Der Vogel schleppte sich mühsam zwei, drei Meter in den Raum hinein, blieb plötzlich hocken und wandte mit einem Ruck den Kopf. Der Blick seiner kleinen, rotglühenden Augen schien sich geradewegs durch Damonas Deckung hindurchzubohren.

Und im gleichen Moment fuhr der Zombie herum und kam mit weit ausgreifenden Schritten auf sie zu!

Damona setzte alles auf eine Karte. Sie sprang auf, lief dem Zombie geradewegs entgegen und warf sich im letzten Moment nach links. Die zupackenden Klauenhände des Untoten verfehlten sie um wenige Millimeter. Sie flankte über ein Rohr, rollte sich über die Schulter ab und kam mit einer geschmeidigen Bewegung wieder auf die Füße. Der Weg nach draußen war ihr versperrt, aber die Halle bot ihr genügend Bewegungsfreiheit, um dem Angreifer wenigstens noch eine Zeitlang ausweichen zu können. Sie preßte sich durch eine Lücke zwischen

zwei Heizkesseln, verbrannte sich die Finger an dem heißen Metall und beschleunigte ihr Tempo, als sie eine schmale Metallleiter am anderen Ende der Halle erspähte. An ihrem oberen Ende befand sich eine winzige, kaum einen Quadratmeter messende Plattform, und dahinter – eine Tür!

Damona warf sich mit einem erleichterten Aufschrei nach der untersten Sprosse, klammerte sich mit aller Kraft fest und zog sich hoch. Der Zombie war keine zehn Meter mehr hinter ihr, aber er würde es nicht schaffen. Wenn die Tür dort oben offen war, war sie in Sicherheit, wenigstens vorläufig.

Wenn…

Sie kletterte schneller und erreichte die Plattform im selben Moment, in dem der Zombie zehn Meter unter ihr nach der ersten Sprosse der Leiter griff. Mit einem Satz war sie bei der Tür, riß sie auf und stürzte in den dahinterliegenden Gang. Er war schmal, mit den gleichen nackten, unverkleideten Betonwänden wie der Keller hinter ihr und verlief vielleicht dreißig Schritt geradeaus, ehe er vor einer verschlossenen Tür endete. Unter der Decke liefen dicke Bündel schwarzer, isolierter Kabel entlang.

Damona hetzte über den feuchten Betonboden, warf sich gegen die Tür und rüttelte verzweifelt an der Klinke.

Sie war verschlossen.

Für einen winzigen Moment hatte sie das Gefühl, als ob eine unsichtbare, eisige Hand nach ihrem Herzen griff und es zusammenpreßte. Noch einmal rüttelte sie an der Tür, aber sie war fest verriegelt.

Ein leises Geräusch hinter ihrem Rücken ließ sie erstarren. Sie schloß für eine halbe Sekunde die Augen, preßte die Hand gegen den Griff der Luger in ihrer Tasche und drehte sich langsam herum.

Unter der Tür am jenseitigen Ende des Korridors erschien der dunkle Umriß ihres Verfolgers.

***

Die Ampel sprang von Rot auf Gelb und anschließend auf Grün.

Aber der schwere, amerikanische Wagen vor der Haltelinie rührte sich nicht. Erst, als aus der Wagenschlange hinter ihm ein wütendes Hupen erscholl, zuckte der Mann hinter dem Steuer zusammen und fuhr mit quietschenden Reifen los.

Kenwood warf einen Blick in den Rückspiegel und biß sich wütend auf die Lippen. Smith hatte ihm eingehämmert, nur nicht aufzufallen, aber trotzdem – oder vielleicht gerade deswegen – hatte er auf dem Weg hierher bereits so viel Mist gebaut, als hätte er seinen Führerschein erst vor zehn Minuten ausgehändigt bekommen. Aber es war nun einmal nicht jedermanns Sache, mit fünf Toten im Wagen

spazieren zu fahren.

Er sah in den Rückspiegel, blinkte und bog in eine weniger befahrene Seitenstraße ein. Der Verkehrslärm der Hauptstraße blieb hinter ihm zurück, und das bange Gefühl, von jedermann rechts und links der Straße angestarrt zu werden, das ihn die ganze Zeit über begleitet hatte, wurde ein wenig schwächer. Er hatte es fast geschafft – bis zu Minottis Spielclub waren es jetzt nur noch wenige Minuten, aber seine Nervosität schien im gleichen Maße zu wachsen, in dem er sich dem Hauptquartier des Gangsterbosses näherte. Minotti war ein gefährlicher Mann. Niemand wußte das besser als Kenwood. Er selbst hatte im Auftrag des Italieners drei Menschen umgebracht, und er war nicht der einzige, der auf ein Wort Minottis hin tötete, ohne lange zu überlegen. Ein einziger Fehler, und er würde in Zukunft nur noch als lebender Leichnam für Smith arbeiten.

Sein Blick wanderte wieder zu Tremain, der auf dem Beifahrersitz hockte und mit leeren Augen nach draußen sah. Obwohl ihn der Anblick mit Grauen erfüllte, übte er gleichzeitig eine seltsame Faszination auf Kenwood aus. Was er sah, widersprach jeder Logik. Die Männer hinter ihm und Tremain waren tot, einwandfrei tot, und doch bewegten sie sich, lebten vielleicht nicht mehr, aber *existierten* noch, irgendwie… Er wunderte sich beinahe über sich selbst, daß er das Unglaubliche, was er in den letzten Stunden gesehen und erlebt hatte, so gelassen akzeptieren konnte. Aber vielleicht war es einfach auch zuviel, um es wirklich zu begreifen …

Mühsam löste er den Blick von Tremains Gesicht und konzentrierte sich wieder auf den Weg, Hinter ihm kratzten kleine, hornige Krallen über den Kunstlederbezug der Sitzbank. Er schauderte. Die schwarzen Höllenvögel flößten ihm auf ihre Art beinahe mehr Angst ein als die Toten. Es waren Geschöpfe, die einfach nicht in diese Welt gehörten.

Plötzlich hatte er es eilig, ans Ziel zu kommen.

Die Straße, in der Minottis Clubhaus lag, wirkte wie ausgestorben, als er den schweren Wagen an den Straßenrand lenkte und ausstieg.

Aber Kenwood wußte, daß hinter den zugezogenen Gardinen im Erdgeschoß mindestens zwei mißtrauische Augenpaare jede noch so winzige Bewegung verfolgten.

Er stieg aus, ging um den Wagen herum und öffnete die rückwärtige Tür, wobei er sich so postierte, daß die Männer drinnen im Haus möglichst wenig von seinen sonderbaren Passagieren sehen konnten. Als alle ausgestiegen waren, wandte er sich um und ging schnell, aber ohne sichtliche Hast, auf den Eingang des Hauses zu.

Die Untoten folgten ihm. Sie gingen gebückt und hatten die Hüte so tief in die Stirn gezogen, daß von ihren Gesichtern nichts mehr zu erkennen war. Nicht gerade unauffällig, dachte er, aber vielleicht immer noch besser, als wenn die Männer dort drinnen einen Blick auf

ein Totenkopfgesicht erhascht hätten.
Die winzige Klappe an der Tür wurde geöffnet, ehe er klopfen konnte. Ein dunkles Augenpaar blinzelte mißtrauisch zu ihm hinaus.
»Charles?«
»Wenn ich nicht über Nacht einen Zwillingsbruder bekommen habe, muß ich's wohl sein«, gab er bewußt grob zurück. Er mußte von der Straße herunter, so rasch wie möglich.
»Wo warst du so lange? Minotti hat euch schon vor Stunden zurückerwartet!«
»Warum läßt du mich dann stundenlang auf der Straße herumstehen?« schnappte Kenwood. »Mach endlich die Tür auf.«
»Und die halbe Armee, die du da anschleppst?«
»Alles getarnte Bullen«, antwortete Kenwood sarkastisch. »Aber ich laß sie gern hier draußen warten und spreche zuerst mit Minotti, wenn es dich beruhigt. Und jetzt mach endlich auf!«
Der Mann hinter der Tür zögerte noch immer. Sein Blick wanderte unsicher über die fünf dickvermummten Gestalten hinter Kenwood, und was er sah, schien ihm gar nicht zu gefallen. Aber Kenwood war Minottis rechte Hand, und es war nicht unbedingt ratsam, ihn zu verärgern. Er trat zurück, schloß die Klappe und drehte den Schlüssel herum.
Kenwood stieß die Tür grob auf.
»Moment mal!« begehrte der Posten auf. »Ich…«
Er sprach den Satz nie zu Ende, Kenwood griff in die Tasche, zog sein Stilett hervor und stieß ohne ein weiteres Wort zu…

***

Der Zombie kam langsam näher. Seine ausgebreiteten Hände streiften rechts und links am kahlen Beton der Wand entlang und erzeugten helle, kratzende Geräusche, und seine Augen schienen in der Dunkelheit des Ganges unter einem satanischen inneren Feuer zu erglühen. Diesmal gab es kein Davonlaufen mehr. Die Tür hinter ihr war geschlossen, und selbst, wenn sie genügend Zeit gehabt hätte, wäre es ihr ohne Werkzeug kaum gelungen, die massive Feuerschutztür aufzubrechen. Damona hatte jetzt nur noch die Chance, zu kämpfen – gegen einen Gegner, den man weder verwunden noch töten konnte.
Sie wich zurück, bis sie mit dem Rücken gegen das harte Metall der Tür stieß, spreizte die Beine und hob abwehrend die Hände. Jeden menschlichen Gegner hätte die Art, in der sie den Angriff erwartete, gewarnt, aber das Wesen vor ihr kannte weder Furcht noch Schmerzen. Wenn es überhaupt dachte, so nur einen einzigen Gedanken – den, sie umzubringen.
Der Zombie breitete die Arme aus, duckte sich ein wenig und kam

dann mit gesenktem Kopf herangestürmt.

Damona erwartete den Angriff scheinbar ungerührt. Im letzten Moment sprang sie zur Seite, packte den Arm des Monsters und drehte ihn mit einem Ruck aus dem Gelenk. Der Zombie stolperte, von seinem eigenen Schwung getragen, an ihr vorbei, krachte mit ungebremster Wucht gegen die Tür und prallte zurück. Aber er kam beinahe augenblicklich wieder hoch, schlug nach ihrem Gesicht und versuchte die Hände um ihren Hals zu legen. Damona tauchte unter seinem zupackenden Armen durch, zielte mit der Handkante nach einer empfindlichen Stelle und rammte ihm gleichzeitig das Knie in den Leib. Die Schläge zeigten kaum Wirkung, aber der lebende Tote wurde allein durch die verzweifelte Kraft, mit der sie zuschlug, ein Stück den Gang zurückgetrieben.

Damona setzte sofort nach. Sie hatte nur diese eine, diese einzige Chance – in Bewegung zu bleiben und das Monster auf Distanz zu halten, solange sie konnte. Sie sprang einen halben Schritt zurück, verlagerte das Körpergewicht auf den linken Fuß und trat mit aller Kraft zu. Ihre Fußkante traf den Zombie voll und ließ ihn drei, vier Schritte zurücktaumeln. Sie setzte nach, packte das Handgelenk des Untoten und schleuderte ihn mit einem wütenden Schulterwurf zu Boden. Ihre Kräfte begannen bereits nachzulassen, und ihr Herz hämmerte so schnell, als wolle es zerspringen. Sie wartete, bis sich die Bestie halb erhoben hatte, trat noch einmal zu und registrierte mit grimmiger Befriedigung, wie der Zombie abermals hintenüberstürzte.

Aber lange würde sie diesen ungleichen Kampf nicht mehr durchstehen. Wieder glitt ihre Hand an die Waffe in ihrer rechten Jackentasche, und wieder zog sie die Finger nach kurzem Zögern zurück.

Sie hatte nur noch eine einzige Kugel im Magazin, und selbst die würde ihr nur für wenige Sekunden Luft verschaffen. Solange sie noch irgendeine andere Chance hatte, würde sie versuchen, sie aufzusparen.

Der Zombie kam wieder auf die Füße. Seine Hände führten kleine, zupackende Bewegungen aus, und Damona glaubte die Blutgier des Wesens regelrecht zu spüren. Irgend etwas war an diesem Dämon anders als an all den anderen, denen sie bisher begegnet war. Sie war schon vielen grausamen und mörderischen Kreaturen aus dem Reich der Schatten begegnet, aber noch nie einem so perfekten Killer, einem Ding, das zu keiner anderen Aufgabe geschaffen war als zum Morden.

Sie konzentrierte sich, wartete, bis der Zombie einen Schritt in ihre Richtung machte und sprang dann mit aller Macht. Für eine halbe Sekunde schien ihr Körper wie ein riesiges lebendes Geschoß waagerecht in der Luft zu hängen und auf den Untoten zuzurasen.

Dann krachten ihre Füße mit vernichtender Wucht gegen die Brust des Zombies.

Sie stürzte, schlug sich den Hinterkopf auf dem harten Beton an und blieb eine halbe Sekunde lang benommen liegen.

Der Zombie hatte weniger Glück.

Der Tritt brachte ihn aus dem Gleichgewicht und ließ ihn meterweit zurücktaumeln. Er stolperte mit wild rudernden Armen durch die Tür, versuchte sich an dem schmalen Metallgeländer der Plattform festzukrallen und verlor den Halt. Lautlos kippte er über die Brüstung und stürzte in die Tiefe.

Damona stemmte sich mühsam hoch, blieb einen Moment auf Händen und Knien hocken, um Atem zu schöpfen, und stand dann ganz auf. Ein scharfer, stechender Schmerz zuckte durch ihr linkes Fußgelenk. Sie biß die Zähne zusammen, hielt sich mit der Hand an der Wand fest und wankte auf die Plattform hinaus.

Der Zombie lag fast zehn Meter unter ihr auf dem harten Beton.

Der Sturz hatte ihn nicht umgebracht, aber seine Beine schienen seltsam verrenkt, und als er versuchte, sich aufzurichten, fiel er immer wieder zurück.

Damona atmete erleichtert auf.

Sie saß zwar immer noch hier oben fest, aber der Untote würde sie jetzt nicht mehr verfolgen können. Und früher oder später würde Hilfe eintreffen.

Sie lehnte sich gegen die Wand, fuhr sich in einer erschöpften Geste mit den Händen über das Gesicht und atmete ein paarmal tief ein.

Ihre Knie zitterten, und wenn nicht die Wand in ihrem Rücken gewesen wäre, wäre sie gestürzt. Zehn, fünfzehn Sekunden lang blieb sie reglos stehen und wartete darauf, daß sich ihr Herzschlag beruhigte. Übelkeit und ein Gefühl der Erschöpfung, wie sie es selten zuvor erlebt hatte, stiegen in ihr empor.

Sie stöhnte leise, zwang sich unter Aufbietung aller Kräfte, die Augen zu öffnen und trat einen Schritt vor.

Was sie sah, ließ ihr schier das Blut in den Adern gefrieren.

Der Zombie war nicht mehr in der Lage, zu laufen.

Aber er konnte noch kriechen. Langsam, wie eine übergroße, mißgestaltete Schnecke, schleppte er sich auf Händen und Ellbogen auf die Leiter zu, die zu ihr hinaufführte! Und hinter ihm, wie in einer grausigen Parodie auf sein mühsames Krauchen, schleppte sich der schwarze Höllenvogel heran, die rechte Schwinge nutzlos und zerfetzt hinter sich herschleifend und den Blick seiner kleinen, rotglühenden Augen starr nach oben gerichtet…

Damona blickte lange und stumm zu den beiden dämonischen Killern herunter. Dann ließ sie sich langsam auf die Knie herab, zog die Luger aus der Tasche und zielte sorgfältig.

Die Kugel traf den Vogel genau in den Kopf. Das Geschöpf wurde zurück und hochgerissen, überschlug sich zweimal, dreimal und blieb

mit zuckenden Gliedern liegen. Dann begann sich der kopflose Torso zuerst in grauen, dampfenden Schleim und schließlich in eine brodelnde, übelriechende Pfütze zu verwandeln.

Und im selben Moment, in dem der Vogel starb, erstarrte auch der Zombie.

Damona mußte nicht einmal hinsehen, um es zu wissen. Irgend etwas, das vorher dagewesen war, verschwand. Unbewußt hatte sie es die ganze Zeit über gewußt, aber sie war bisher viel zu sehr damit beschäftigt gewesen, am Leben zu bleiben, um die richtigen Schlüsse zu ziehen. Die eigentliche Gefahr war der Vogel gewesen. Der Leib des Toten hatte ihm nur als Werkzeug gedient. Er hatte sich die Arme und Beine, die er selbst nicht besaß, auf diese Weise ausgeliehen.

Aber Damona hatte die beiden Wesen erst nebeneinander sehen müssen, um endlich zu erkennen, daß sie bisher gegen den Falschen gekämpft hatte…

Dann, übergangslos, schlug die Erschöpfung zu. Sie sank nach vorne, ließ die leergeschossene Waffe fallen und begann leise und tonlos zu schluchzen…

***

Der Mann hatte noch versucht, zur Tür zu kommen. Aber er hatte nicht einmal die halbe Strecke geschafft. Sein Körper lag in seltsam verkrümmter Haltung auf dem Fußboden, und der teure Perserteppich unter ihm begann sich langsam dunkel zu färben. Er atmete noch, aber das bißchen Leben, das noch in ihm war, floß in schnellen, roten Stößen aus der dünnen Schnittwunde an seinem Hals heraus.

Kenwood blickte mit einem dünnen, mitleidlosen Lächeln auf die beiden Toten herab. Es machte ihm nichts aus, einen Menschen umzubringen, im Gegenteil. Und diese beiden Männer waren sowieso überflüssig gewesen. Zwei kleine Dealer, die es gerade weit genug gebracht hatten, für Minotti die Türsteher zu spielen. Wenn er die Organisation erst ganz übernommen hatte, würde er sie von Ballast wie diesem reinigen.

Er bückte sich, wischte die Klinge seines Stiletts am Jackett des Sterbenden ab und steckte das Messer in die Tasche zurück. Dann ging er zur Tür, öffnete sie und trat beiseite.

Die fünf Toten huschten lautlos in den Raum. Kenwood verschloß die Tür sorgfältig, legte zusätzlich die Kette vor und gab den Männern einen stummen Wink, hinter ihm zu bleiben. Sie hatten plötzlich Waffen in den Händen: kurzläufige, metallischblau schimmernde Tommy-Guns, die sie bisher unter ihren Mänteln verborgen gehalten haben mußten. Aber schließlich hatte Smith gesagt, daß er sich um nichts weiter zu kümmern brauchte, als die fünf ins Haus zu schleusen. Und der Anblick der Maschinenwaffen in den Händen der

Dämonen machte ihm recht deutlich klar, *wie* sie sich um Minotti und seine Killer kümmern würden.

Kenwood lächelte dünn. Die Gegenwart der lebenden Toten bereitete ihm noch immer Unbehagen, aber der Gedanke an die Macht, die er in Kürze in Händen halten würde, überwog bei weitem. Ein paar Stunden Gruseln war ein verdammt geringer Preis dafür, sich auf Minottis Stuhl setzen zu können.

Er riß sich gewaltsam aus seinen Überlegungen los, ging zur Tür und drückte lautlos die Klinke herunter. Dämmeriges, rotes Licht schlug ihm entgegen, als er den eigentlichen Clubraum betrat. Das Podium, auf dem normalerweise eine Jazzkapelle spielte, war noch leer, und von den fast zwanzig Tischen, die in dem weitläufigen, fensterlosen Raum verstreut waren, waren nur drei oder vier besetzt. Es war noch zu früh für wirklichen Betrieb.

Der Kellner hinter der Bar sah auf, als er ihn erkannte. Ein flüchtiges Lächeln huschte über sein Gesicht. Er hob die Hand, winkte und deutete mit dem Daumen auf die Tür zu Minottis Büro. Kenwood winkte zurück und nickte. Dann ging er mit raschen Schritten zu Minottis Zimmer hinüber. Die Tür ließ er offen.

Er klopfte, wartete, bis von drinnen ein undeutliches »Herein« erscholl und drückte die Klinke herunter.

Minotti saß hinter seinem Schreibtisch und war mit seiner Lieblingsbeschäftigung befaßt – er aß. Sein Gesicht wirkte übernächtigt, und unter seinen Augen lagen tiefe, dunkle Ringe. Der Aschenbecher neben ihm quoll über vor Zigarettenkippen, und die Luft war so dick, daß man sie schneiden konnte.

»Charles!« sagte er mit einer Mischung aus Überraschung und Tadel. »Mit dir hätte ich ja gar nicht mehr gerechnet. Wo zum Teufel hast du dich herumgetrieben?«

Kenwood lächelte. »Genau dort, Mister Minotti«, sagte er.

Minotti runzelte die Stirn, trocknete sich die Hände an einer Serviette ab und stand mit einem Ruck auf.

»Ich hoffe, du hast wenigstens etwas über diesen angeblichen Mister Smith erfahren«, sagte er drohend. »Oder habt ihr die Nacht bei irgendwelchen Miezen verbracht?«

Kenwoods Lächeln wurde ein wenig breiter. Aber wenn Minotti es überhaupt bemerkte, dann überging er es. Wenigstens im Moment.

»Also?« schnappte er. »Was habt ihr herausgefunden?«

»Eine Menge«, sagte Kenwood. »Aber es wird Ihnen nicht gefallen, Mister Minotti. Ich fürchte, wir haben Smith unterschätzt.«

»Was soll das heißen?«

»Er ist kein kleiner Gangster, der ein paar schnelle Scheine machen will«, antwortete Kenwood. »Und auch kein Amateur. Im Gegenteil. Ich fürchte, er ist ein paar Nummern größer als Sie.«

Auf Minottis Gesicht machte sich ein Ausdruck maßloser Verblüffung breit. Aber er schien immer noch nicht zu verstehen, was Kenwood meinte.

»Was soll das heißen? Eine andere Gang?«

»Gang?« Kenwood lachte leise. »So würde ich es vielleicht nicht gerade bezeichnen. Aber er hat ein paar Männer, die für ihn arbeiten, das stimmt. Ein paar von ihnen sind draußen«, fügte er ruhig hinzu. »Ich habe sie mitgebracht.«

Minottis Unterkiefer klappte nach unten. »Du hast… *was?*« keuchte er.

Von draußen, aus dem Clubraum, drang ein gellender Schrei herein. Gläser klirrten, Stühle wurden umgestoßen. Minotti kam mit weit ausgreifenden Schritten um seinen Schreibtisch herum, stieß Kenwood beiseite und riß die Tür auf.

Der Clubraum war ein einziges Chaos. Die Gäste waren aufgesprungen und rannten in wilder Panik durcheinander. Eine Frau schrie, hoch, spitz und anhaltend, und ein Teil der Einrichtung lag in Trümmern.

Aber vor all dem nahm Minotti kaum etwas wahr. Er starrte aus hervorquellenden Augen auf die fünf Gestalten, die an der gegenüberliegenden Wand Aufstellung genommen hatten. Aus seiner Kehle kam würgende, abgehackte Geräusche.

»Es tut mir leid, Minotti«, sagte Kenwood kalt.

Minotti drehte sich langsam um. Sein Gesicht war bleich, und eine Unterlippe zitterte so heftig, als würde er jede Sekunde in Tränen ausbrechen.

»Du?« keuchte er ungläubig.

Kenwood nickte, griff in die Tasche und zog mit einer bedächtigen Bewegung den Revolver hervor. Es klickte leise, als er die Sicherung zurückschnappen ließ.

»Ich kündige«, sagte er einfach.

Minotti wich einen halben Schritt zurück, prallte gegen den Türrahmen und blieb zitternd stehen.

»Aber… warum? Habe ich dich … nicht gut genug bezahlt? Was willst du? Geld? Frauen? Macht? Warum, Charles?«

Kenwood deutete mit der Linken auf Minottis Schreibtisch.

»Deshalb, Vittore.«

Minotti wurde noch blasser. »Aber das… du … du mußt verrückt sein, wenn du glaubst, dich … dich auf meinen Stuhl setzen zu können. Die anderen … werden dich umlegen. Wir sind hier nicht in Chikago. Ich …«

»Die anderen werden gar nichts tun, Vittore«, sagte Kenwood sanft. »Du bist nur der erste. Die anderen kommen auch noch dran. Glaube mir – sie sind Smith nicht gewachsen. Keiner. Nicht einmal Frane. Und

du selbst hast mir einmal gesagt, daß es besser ist, die Seiten zu wechseln, statt auf der des Verlierers zu stehen.«

Er lächelte, schüttelte bedauernd den Kopf und drückte ab.

Die Kugel traf Minotti genau ins Herz. Der Gangsterboß bäumte sich auf, kippte langsam nach vorne und brach in die Knie. Seine Hände griffen in einem letzten, blinden Reflex nach Kenwoods Hals, glitten an seinen Schultern ab und verkrampften sich in den Jackenaufschlägen.

Kenwood stieß ihn angewidert zurück. Sekundenlang blieb er reglos über dem Toten stehen.

Dann steckte er seine Waffe ein, ging zur Tür und gab den fünf Dämonen einen Wink.

»Fangt an«, sagte er.

Es ging alles ganz schnell.

Die Waffen bellten kurz und trocken auf. Glas klirrte. Zwei, drei Männer sackten reglos über ihren Tischen zusammen. Der Barkeeper versuchte sich mit einer verzweifelten Flanke über seine Theke in Sicherheit zu bringen, aber auch er hatte keine Chance. Eine Folge winziger, greller Explosionen raste über den Fußboden auf ihn zu, fetzte Holzsplitter aus der Theke und ließ seinen Körper wie eine haltlose Gliederpuppe zusammenbrechen.

Kenwood wandte sich um, schob Minottis reglosen Körper mit dem Fuß beiseite und schloß die Tür hinter sich…

***

Der Arzt zog behutsam die Injektionsnadel aus Damonas Arm, tupfte mit einem Wattebausch den winzigen Blutstropfen weg und lächelte zuversichtlich.

»Das müßte genügen. Sie fühlen sich gleich besser, Miß King. Keine Sorge – das wird schon wieder.«

Damona raffte sich zu einem müden Lächeln auf. »Wie oft sagen Sie diesen Satz am Tag, Doktor?«

»Sehr oft«, gestand der Arzt. »Aber diesmal stimmte es sogar. Sie sind erschöpft, aber ansonsten in Ordnung. Ein paar Stunden Ruhe, und Sie können nach Hause gehen.« Er stand auf, warf die Spritze mit gekonntem Schwung in den Abfalleimer und sah Damona kopfschüttelnd an.

»Und so etwas in unserer Klinik«, seufzte er. »Ich dachte immer, so etwas geschähe nur in Filmen.«

Damona überging die Bemerkung. »Wie geht es der Schwester?« fragte sie.

»Schwester Willard? Gut. Sie hat einen Schock, aber sie wird sich rasch erholen. Ein paar Tage Urlaub, und sie ist wieder die alte. Um ehrlich zu sein – ich bekäme wohl auch einen Schock, wenn jemand,

der für tot erklärt worden ist, plötzlich aufstünde und über mich herfiele.« Er seufzte, schüttelte den Kopf und steckte in einer verlegenen wirkenden Bewegung die Hände in die Kitteltasche.

»Da wäre noch etwas, Miß King…«, begann er unsicher.

»Ja?«

»Das, was Ihnen passiert ist… es muß schrecklich gewesen sein, aber … würde es Ihnen etwas ausmachen, nicht darüber zu reden. Ich meine, es …«

»Es wirft kein gutes Licht auf Ihre Klinik, wenn Menschen, die sie für tot erklären, plötzlich aufstehen und Amok laufen, meinen Sie?«

Der Arzt schwieg einen Moment, rammte die Hände noch tiefer in die Kitteltaschen und lächelte verlegen.

»Er war tot«, sagte er. »Jedenfalls nach medizinischen Gesichtspunkten. Aber Fälle wie dieser kommen trotz aller Wissenschaft noch vor. Scheintote. Menschen, die eindeutig tot sind und nach einer Weile wieder aufwachen. Normalerweise laufen sie nicht Amok, aber…«

Damona nickte.

»Ich verstehe«, sagte sie. »Und ich verspreche Ihnen, meinen Mund zu halten.«

Der Arzt wirkte sichtlich erleichtert. Wahrscheinlich, dachte Damona, glaubte er selbst nicht an das, was er gesagt hatte. Er hatte den Körper des Toten gesehen, die zerschmetterten Beine, den gebrochenen Arm, die Kugel in seiner Brust… Aber vielleicht war diese Erklärung die einzige, die er überhaupt akzeptieren konnte, wenn er nicht den Glauben an sein wissenschaftlich geordnetes Weltbild verlieren wollte.

»Ich verspreche es«, sagte sie noch einmal. »Und um es Ihnen zu beweisen, werde ich auf der Stelle nach Hause gehen, bevor die Reporter Wind von der Sache bekommen. Wären Sie so freundlich, ein Taxi zu rufen?«

»Es wäre besser, wenn Sie sich ein paar Stunden hinlegten. Wir haben genügend freie Zimmer.«

Damona schüttelte entschlossen den Kopf. »Ich möchte nach Hause«, sagte sie. »Wenn ich ehrlich sein soll – ihr Krankenhaus ist mir zu aufregend. In jeder Beziehung.«

Für einen Moment wirkte der junge Arzt erschrocken. Aber dann lächelte er. »Ich verstehe«, sagte er. »Vielleicht ist es auch wirklich das Beste. Ich rufe Ihnen ein Taxi.«

***

Draußen auf der Straße fuhr ein Wagen vor. Die Tür wurde geöffnet und wieder geschlossen, dann näherten sich schwere Schritte dem Haus.

Kenwood zog den Vorhang um wenige Zentimeter zurück, blinzelte

ins helle Sonnenlicht hinaus und gab Tremain, der an der Tür Wache stand, einen Wink, das Schloß zu öffnen.

Er war nervös, und er war ehrlich genug sich selbst gegenüber, zuzugeben, daß er Angst hatte. Es war alles zu schnell gegangen, beinahe zu reibungslos. Und es war zuviel. Es machte ihm nichts aus, einen Menschen umzubringen, wenn er dafür bezahlt wurde, aber das hier war etwas anderes. Es war kein Mord mehr gewesen, sondern ein brutales, gnadenloses Abschlachten, bei dem die Opfer nicht einmal die Chance gehabt hatten, sich zu wehren. Es waren mehr als zwei Stunden vergangen, seit Smith' Mordmaschinen ihr Werk vollendet hatten, aber Kenwood glaubte noch immer die gellenden Schreie der Sterbenden zu hören. Er hatte Minottis Büro unmittelbar danach verlassen und war hier herausgekommen. Nicht nur, um auf Smith zu achten und die Straße im Auge zu behalten.

Der wahre Grund war, daß er es dort drinnen nicht mehr aushielt, nicht in der Gesellschaft von elf Leichen. Es war keiner unter ihnen, der nicht selbst etliche Menschenleben auf dem Gewissen hatte – um diese Tageszeit verirrte sich niemand in den Club, und die angeblichen Gäste gehörten in Wahrheit alle zu Minottis Gang. Spieler, Erpresser, Mörder und Drogenhändler. Und trotzdem. Zum ersten Mal, seit Kenwood Smith kennengelernt hatte, begann er zu ahnen, mit was für einer Macht er sich *wirklich* eingelassen hatte. Aber es war längst zu spät, um umzukehren.

Er ließ den Vorhang zurückfallen, scheuchte Tremain mit einer ungeduldigen Handbewegung zur Seite und versuchte gelassen und siegessicher auszusehen, als Smith das Haus betrat. Es gelang ihr nicht ganz.

»Nun?« begann Smith. »Wie ich sehe, ist alles plangemäß verlaufen.«

Kenwood nickte. Mit einem Mal erschien es ihm unmöglich, dem Blick dieser stechenden, dunklen Augen standzuhalten. »Ja«, sagte er. »Ich…« er brach ab, suchte einen Moment lang krampfhaft nach Worten und beließ es schließlich bei einem kaum sichtbaren Nicken.

»Niemand hat etwas gemerkt?«

Kenwood verneinte. »Das Haus ist schalldicht«, sagte er. Seine Stimme zitterte stärker, als ihm lieb war.

Smith lachte leise. »Sie brauchen sich nicht zu verstellen, Charles«, sagte er. »Ich weiß genau, was in Ihnen vorgeht. Aber ich habe Sie gewarnt – ein Zurück gibt es nicht. Außerdem«, fuhr er etwas sanfter fort, »wird so etwas wie hier in Zukunft hoffentlich nicht mehr nötig sein. Nach dem, was hier geschehen ist, wird es niemand wagen, Ihren Führungsanspruch anzuzweifeln.«

Kenwood bezweifelte das, aber er widersprach nicht. Smith war kein Mann, mit dem man diskutieren konnte.

»Wir machen weiter wie geplant«, fuhr Smith nach einer Weile fort.

»Sie lassen die Toten wegschaffen und übernehmen den Rest der Organisation. Wer sich nicht fügt, wird liquidiert.«

Gott, dachte Kenwood dumpf, *was ist das? Ein Mensch? Oder eine Killer-Maschine?*

Smith' Lächeln wirkte plötzlich um mehrere Nuancen eisiger.

»Von beidem ein bißchen, Charles«, sagte er leise. »Je nachdem, was ich gerade gebrauchen kann. Und vor allem ein Mann, der Ihre Gedanken lesen kann. Vergessen Sie das niemals.«

Kenwood zuckte zusammen. »Ich…«, stotterte er. »Es … ich meine …«

Smith unterbrach ihn mit einer unwilligen Handbewegung. »Es ist gut, Charles. Vergessen wir es. Sie können denken, was immer Sie wollen – solange Sie so handeln, wie ich es will. Aber vergessen Sie nie, daß Sie mich nicht belügen können.«

Kenwood schluckte mühsam.

»Ich… werde es mir merken …«

Smith nickte. »Gut. Und nun lassen Sie uns hineingehen. Ich möchte mir Ihre neue… Residenz ansehen.« Er drehte sich um, stieß die Verbindungstür auf – und prallte mit einem überraschten Keuchen zurück.

Kenwood blinzelte verwirrt an ihm vorbei. In der Mitte des verwüsteten Clubraumes stand ein Mann. Er war klein – wesentlich kleiner als Smith – schmalschultrig und leicht vornübergebeugt, als schleppe er ständig eine unsichtbare Zentnerlast mit sich herum.

Seine linke Hand steckte in einem wächsern glänzenden Lederhandschuh, eine Attrappe jener Art, wie sie Einhändige tragen, um ihre Behinderung zu verbergen.

Aber es war nicht zu übersehen, daß Smith Angst vor ihm hatte.

»Zar…«, keuchte er. »Sie hier? Ich … ich dachte …«

Der Fremde überging seine Worte, als hätte er sie gar nicht gehört.

»Du bist ein Idiot, Smith«, sagte er. Er sprach ruhig, und doch schwang in seinen Worten eine solche Drohung mit, daß Kenwood unwillkürlich zusammenfuhr.

»Ich habe dir gesagt, daß ich erfahre, wenn du versagst. Und du *hast* versagt.«

Smith begann am ganzen Leib zu zittern. Aus seinem Gesicht war alle Farbe gewichen.

»Aber wieso…«, keuchte er. »Ich habe …«

»Versagt hast du«, wiederholte der Fremde. »Ich habe dir gesagt, daß diese Frau gefährlicher ist als die Narren, die du bisher erledigt hast. Du hast einmal versagt, und ich habe dir eine zweite Chance gegeben. Die letzte, Smith. Niemand, der für mich arbeitet, macht denselben Fehler dreimal.«

Smith wich keuchend einen Schritt zurück. »Bitte, Mister Zarangar«,

wimmerte er. »Ich habe alles getan, was ich konnte!«

Zarangar lächelte. Aber es war ein Lächeln, das eine Flamme hätte einfrieren lassen.

»Es war nicht genug, Smith«, sagte er. »Ich habe keine Verwendung für Männer, deren Bestes nicht genug ist. Und ich habe keine Verwendung für Männer, die ein Blutbad anrichten lassen, wo andere Mittel zur Verfügung gestanden hätten. Es tut mir leid.«

Zarangar hob die Hand. Ein Schwarm dunkler, kleiner Schatten erhob sich hinter ihm vom Boden, schwang sich auf ledrigen Flügeln in die Luft und stieß auf Smith nieder.

Smith schrie auf, taumelte gegen die Wand und versuchte das Gesicht zwischen den Armen zu verbergen.

Kenwood wandte sich schaudernd ab.

»Ich hoffe, Sie sind weniger unzuverlässig als Smith«, fuhr Zarangar, an ihn gewandt, fort. »Sie sehen, was mit Männern geschieht, die mich enttäuschen.«

Kenwood nickte gezwungen. Smith' Schreie waren leiser geworden, aber auch spitzer und verzweifelter.

Zarangar lächelte dünn.

»Kommen Sie, Kenwood«, sagte er. »Wir haben zu reden.«

Kenwood schluckte krampfhaft, ging im weiten Bogen um den gestürzten Smith herum und kämpfte verzweifelt gegen die aufsteigende Übelkeit an.

Zarangar wandte sich um, ging mit raschen Schritten zu Minottis Büro hinüber und machte eine einladende Handbewegung in Richtung Schreibtisch.

Kenwood verstand nicht sofort. »Nehmen Sie Platz, Kenwood«, sagte Zarangar aufmunternd. »Er gehört Ihnen.«

Kenwood blinzelte verwirrt. »Sie... Sie meinen, daß ... Aber ich dachte ...«

»Daß ich Sie auch töten würde?« Zarangar lächelte. »Warum sollte ich das tun, Kenwood? Smith hat versagt und seine Strafe dafür erhalten, aber solange Sie mich nicht enttäuschen, sehe ich keinen Grund, etwas gegen Sie zu unternehmen. Er hat seine Chance gehabt, die Chance, aus dem Nichts in eine Position aufzusteigen, von der er sonst nicht einmal zu träumen gewagt hätte. Er hat sie vertan. Jetzt haben Sie die gleiche Chance. Werfen Sie sie nicht auch weg.«

Kenwoods Kopf kam mit einem Ruck herum.

»Sie meinen, ich...«

»Sie werden den Platz einnehmen, den ich Smith zugedacht habe«, bestätigte Zarangar. »Ich kann nicht länger in dieser Stadt bleiben, aus Gründen, die ich Ihnen jetzt nicht erklären kann. Und ich habe keine Zeit, einen anderen Ersatz für Smith zu suchen. Also werden Sie weitermachen.«

Kenwood nickte mühsam.

»Ich… verstehe«, murmelte er.

»Das bezweifle ich«, sagte Zarangar. »Aber es ist vorerst auch nicht notwendig, daß Sie verstehen. Sie werden weitermachen wie bisher. Sie übernehmen Minottis Geschäfte und verhalten sich still, bis Gras über diese Sache gewachsen ist. Sie werden nichts unternehmen, Kenwood, verstehen Sie? *Nichts!* Alles wird so weiterlaufen wie immer. Das Wichtigste ist, daß Sie kein Aufsehen erregen. Ich habe nicht all dies hier vorbereitet, um die Aufmerksamkeit der Polizei auf mich zu ziehen oder einen melodramatischen Gangsterkrieg zu entfachen. Sie werden sich still verhalten und auf weitere Instruktionen warten.«

Kenwood ging langsam zu Minottis Schreibtisch hinüber. Er wollte etwas sagen, aber seine Kehle war mit einem Mal wie zugeschnürt. Behutsam, beinahe zärtlich strich er mit den Fingerspitzen über das edle Holz der Platte, berührte die Sessellehne und schloß die Augen.

Was er fühlte, war *Macht*.

Eine Macht, von der er immer geträumt hatte, ohne jemals im Ernst anzunehmen, daß es irgendwann einmal mehr als ein bloßer Traum sein könnte. Und jetzt hatte er sie praktisch geschenkt bekommen.

»Ich werde jetzt gehen«, sagte Zarangar. »Ich war schon viel zu lange in dieser Stadt. Sie werden von mir hören.«

Kenwood setzte sich langsam.

»Und wann«, fragte er, »wird das sein?«

Zarangar zuckte mit den Achseln.

»Sobald ich Sie brauche«, antwortete er. »Vielleicht in einem Monat, vielleicht in fünf Jahren, vielleicht auch nie.« Er wandte sich grußlos um und schlurfte zur Tür.

Aber Kenwood rief ihn noch einmal zurück.

»Mister Zarangar?«

Zarangar blieb stehen, drehte sich halb um und runzelte die Stirn.

»Was ist noch?«

»Darf ich… eine Frage stellen?«

»Selbstverständlich. Aber ich weiß nicht, ob ich sie beantworten werde. Also?«

»Warum?« fragte Kenwood. »Was soll das alles?«

Zarangar zögerte sekundenlang, ehe er antwortete.

»Es würde zu weit führen, Ihnen jetzt schon alles zu erklären«, sagte er. »Wenn Sie sich bewähren, werde ich Sie irgendwann einweihen. So lange«, schloß er, »betrachten Sie sich und Ihre Männer als eine Art Fünfter Kolonne.«

Damit wandte er sich um, verließ den Raum und zog die Tür hinter sich zu.

Kenwood starrte die geschlossene Tür noch lange an.

Er hatte gewonnen. Er hatte alles und mehr, als er sich jemals erträumt hatte. Und doch wollte sich das Hochgefühl, das er eigentlich empfinden sollte, nicht einstellen.

Er dachte an Smith, der jetzt dort draußen lag und starb, und für einen Moment glaubte er noch einmal Zarangars letzte Worte zu hören: *Betrachten Sie sich und Ihre Männer als eine Art Fünfter Kolonne…*

Charles Kenwood hatte zum zweiten Mal innerhalb eines Tages seinen Auftraggeber gewechselt.

Aber er wurde das Gefühl nicht los, daß er den Teufel gegen den Beelzebub eingetauscht hatte. Vielleicht, dachte er, war der Gedanke nicht einmal so falsch. Vielleicht war er wirklich so etwas wie *Satans Fünfte Kolonne…*

ENDE